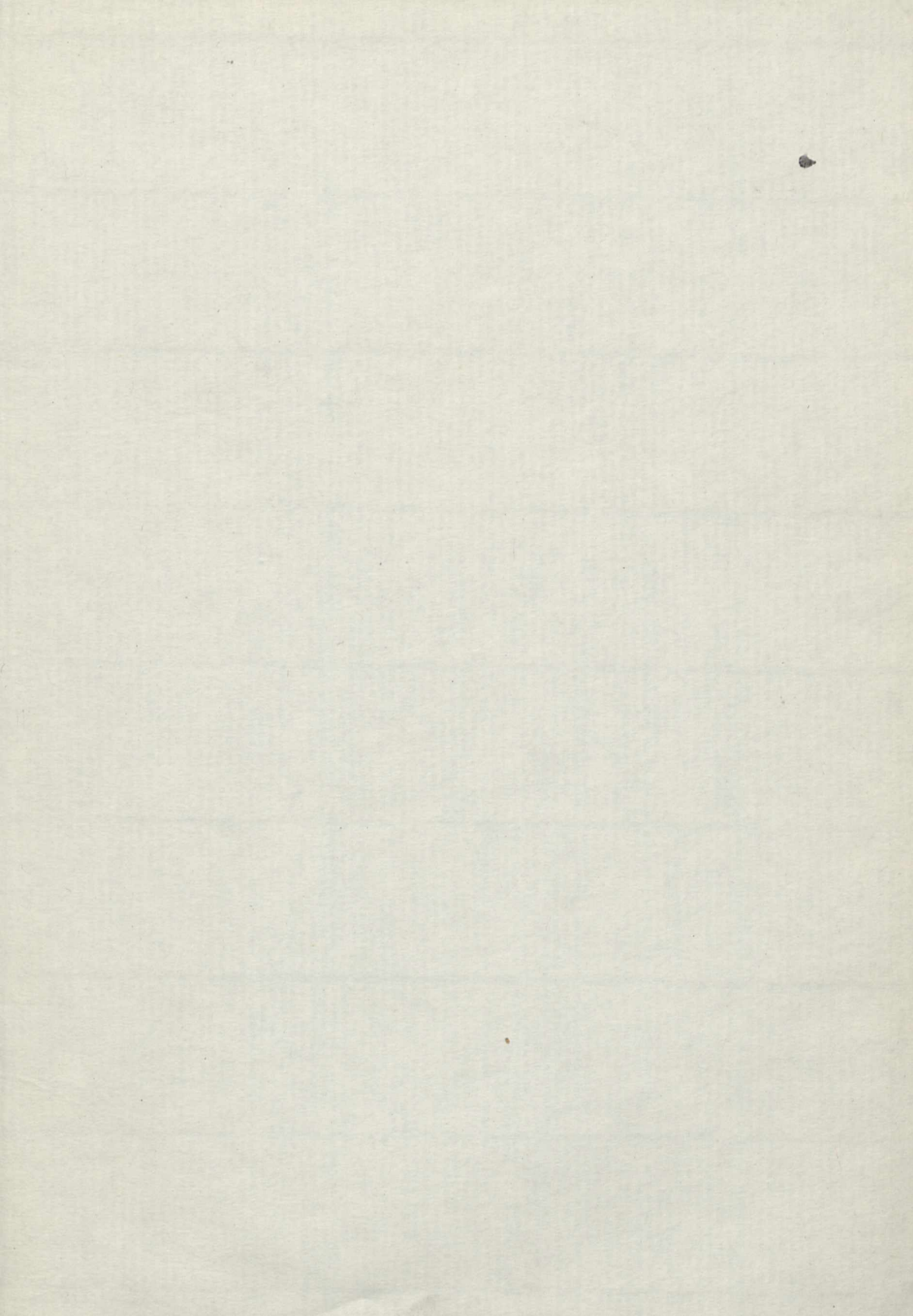


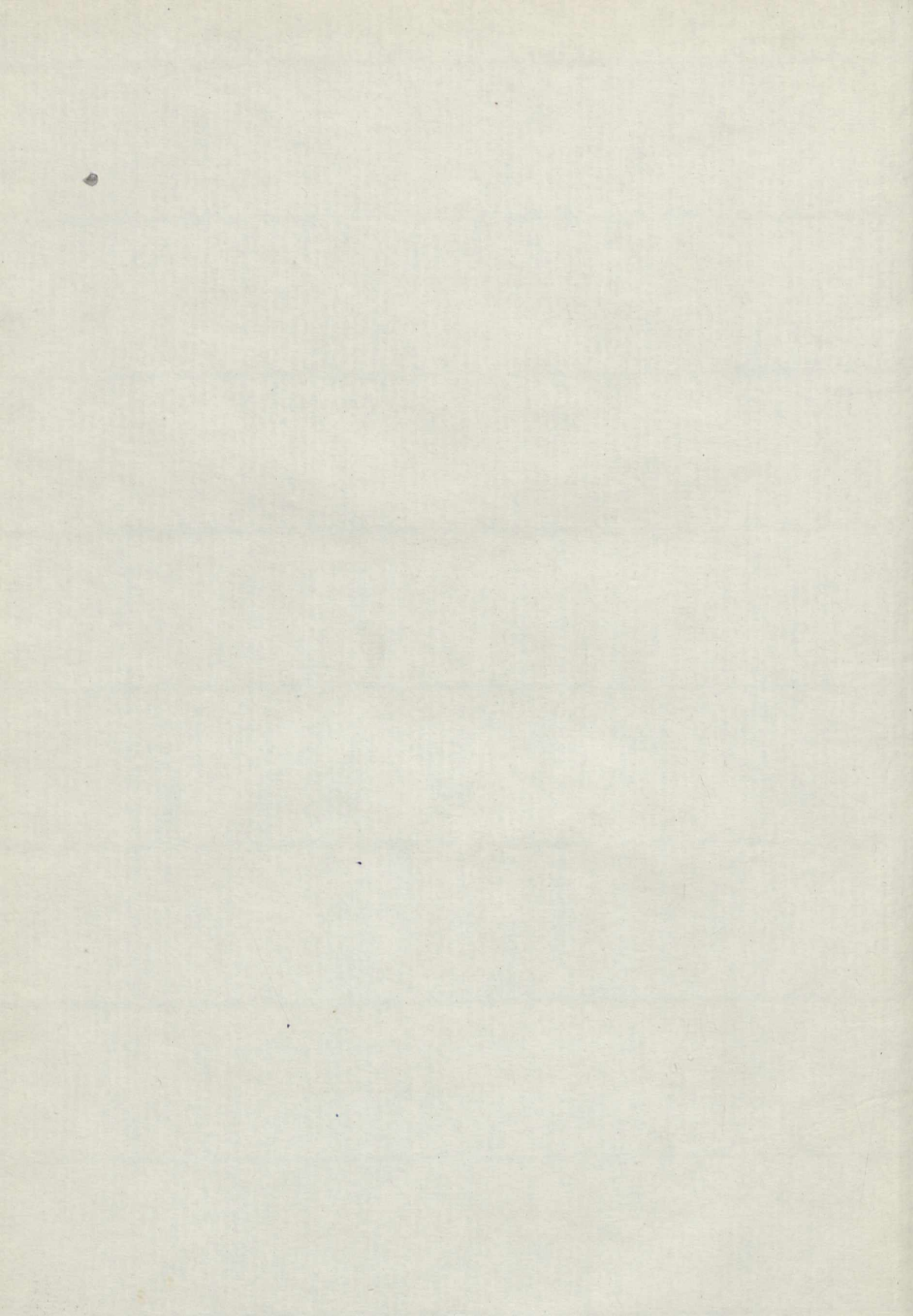
BIBLIOTEKA GŁÓWNA
MAGAZYN
KOWALE

A 985 II

~~478~~







617

Techn. Biblioteka
Główna
Wrocław

8
1/

Schlesische Monats- hefte



BLÄTTER FÜR NATIONALSOZIALISTISCHE
KULTUR DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

POLITECHNIKA
BIBLIOTEKA
GŁÓWNA
WROCLAWSKA

Januar 1936

Schlesische Monatshefte

Begeündet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Nummer 1

Inhalt des Januarheftes:

Ernst Schenke: In heiliger Zwölfnächtezeit / Gedicht

Dr. Ernst Boehlich: Der Vertrag von Trentschin

Dr. Ludwig Petry: Breslau und Krakau vom 13. bis 16. Jahrhundert

Hermann Bink: Schlesische Ansiedler in Ostpreußen

Hanns W. Rappler: Grenze in Südoost

Werner Roth: Stromland der Oder / Gedicht

Dr. Lothar Jotz: Die Höhlenbärenjäger an der Ratzbach

Dr. Werner Boege: Dr. Rudolf Glaser †

H. Heinze: Alles ist Übergang / Gedicht

Das Schrifttum von Rudolf Glaser †

Waldemar Glaser: SA-Mann Rolf Beringer †

Kurt Flemming: Unser Vater Sternitzke

Wolfgang Schwarz: Alte Bibel / Gedicht

Erwin P. Close: Der Blutacker

Hermann Gaupp: Bauernhaus bei Nacht / Gedicht

Gerhart Baron: Die Feuermannsbraut / Gedicht

Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats



Barberhäuser Hsgb.

Aufn. Arthur Schiffler

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Januar 1936

Nummer 1

In heiliger Zwölfnächtezeit

Von Ernst Schenke

In heiliger Zwölfnächtezeit,
Die Felder liegen tief verschneit,
Der Fluß im Eis erstarrt.
Der Winterwind im Walde klagt,
Da horchet in die Nacht und fragt
Der Mensch, was seiner harret.

Was ist der dunklen Zukunft Sinn?
Wo steuert unser Schifflein hin?
Er fragt es voller Zagen.
Er deutet manchen Traum sich aus,
Und hört um sein verschneites Haus
Doch nur den Nachtwind klagen.

In heiliger Zwölfnächtezeit,
Die Erde liegt im Winterkleid,
Der Teich ist tief gefroren.
Am Himmel kaum ein Sternlein wacht,
Da ward in dunkler Mitternacht
Die Hoffnung doch geboren.



Der Vertrag von Trentschin

Schlesiens Anschluß an die Krone Böhmens

Von Dr. Ernst Boehlich

Vor 600 Jahren, am 24. August 1335, wurde zwischen den damaligen Königen von Böhmen und Polen bzw. in deren Namen ein Vertrag unterfertigt, der unter anderem auch die staatsrechtliche Stellung Schlesiens betraf: der Vertrag von Trentschin, über dessen Sinn und Bedeutung ein gewisser Teil polnischer Wissenschaftler in den letzten Jahren wiederholt höchst eigenartige Untersuchungen angestellt hat.

Um 1300 waren an der Ostgrenze Mitteleuropas, in Ungarn, Böhmen, Polen, Entwicklungen im Gange, die uralte Tradition erlöschen zu lassen schienen. In Ungarn starb das Königsgeschlecht der Arpaden aus, in Böhmen wurde 1306 der letzte Przemyslide zu Grabe getragen, in Polen war die Königswürde in einem Wirrwarr miteinander streitender Teilfürstentümer versunken. Wider die vom Papste unterstützten Ansprüche Karl Roberts von Anjou hatte Wenzel II. von Böhmen selbst die Krone Ungarns zu gewinnen versucht, derselbe, dem es in der Tat gelungen war, zu Gnesen im Jahre 1300 zum Könige von Polen gekrönt zu werden. Nach dem furchtbaren Zusammenbruche der böhmischen Macht auf dem Marchfelde, wo König Ottokar, der Glänzende und Gewaltige, gegen Rudolf von Habsburg Sieg und Leben verloren hatte, schien sich Prag noch einmal zu überragender Höhe aufschwingen zu wollen, schien im Osten des Reiches eine Macht zu entstehen, wie sie sich so groß und bedrohlich bis dahin noch nie gezeigt hatte. Es war natürlich, daß das Reich nach Möglichkeit eingriff. Albrecht von Österreich unterstützte den Anjou gegen den Przemysliden in Ungarn; Wenzel konnte die Stephanskronen nicht gewinnen. Und als 1305 der eben erst Vierunddreißigjährige starb, als sein Sohn Wenzel III. folgte, sank alles groß Begonnene in sich zusammen. Nur ein Jahr später folgte der Sohn als letzter des alten böhmischen Herrscherhauses dem Vater in die Gruft. Böhmen wurde als Reichslehen eingezogen. Heinrich von Kärnten wurde König in Prag. Es war nur eine kurze, ruhmlose Episode. Keiner Partei im Lande vermochte er es recht zu machen, alle wandten sich gegen ihn, als des letzten Wenzels Schwester, die schöne und kluge Elisabeth, auf dem Plane erschien. Sie war an den Hof des deutschen Kaisers, Heinrich von Lützelburg, geflüchtet, hatte sich dort mit dem Sohne des Herrschers, Johann, dem unruhigen Romantiker, verlobt und forderte nun für den Gatten das Königreich des Vaters ein. 1310 ist er, seitdem Johann von Böhmen geheißten, zu Prag gekrönt worden. Abenteuerlich, unternehmungslustig, ehrgeizig, zäh und klug, ging er alsbald daran, seine Stellung nach allen Seiten auszubauen. Ungarn freilich gewann auch er nicht; dort wurde 1315 Karl Robert erwählt; aber unbedenklich nahm er den Titel eines Königs von Polen an, den sein Schwiegervater getragen hatte, und ebenso

richtete er sein Augenmerk auf Schlesien, wie das schon seine przemyslidischen Vorgänger getan hatten. In Polen überspielte ihn ein anderer; dort gelang es dem listigen und trotz seiner bespöttelten Kleinheit kühnen Wladyslaw Lokjeteck, allmählich die Magnaten der meisten Teilsfürstentümer für sich zu gewinnen. 1319 konnte er sich in Krakau, der vielumkämpften Königsstadt, als Beherrscher Polens krönen lassen und damit die alte nationale Tradition wenigstens in gewissem Umfange wieder aufnehmen. Anders entwickelten sich die Dinge in Schlesien.

Das Reich, das der Normanne Dago, den die Geschichte Misica zu nennen pflegt, errichtet hatte, war kein Nationalstaat gewesen, am wenigsten eine slawisch-polnische Gründung. Eine polnische Nation gab es noch nicht; sie wurde erst im Laufe langer Zeit zu dem, was sie später war. Und an dieser Entwicklung hat Schlesien keineswegs den gleichen Anteil genommen wie die östlichen großpolnischen Gebiete. Weder hat das Land an der Oder ursprünglich zu einem wie auch immer gearteten polnischen Reiche gehört, noch hat es sich je homogen und dauernd in einem größeren Verbände dieser Art gehalten. Was Misica erobert hatte und Boleslaw Chrobry zunächst behauptete, wurde seinen Nachfolgern wieder entzogen. Jahrhunderte hindurch war Schlesien ein Zankapfel zwischen mächtigeren Nachbarn, und niemals sind die böhmischen Ansprüche auf das Land voll erloschen. Wenn nähere Beziehungen zwischen diesem und den Gebieten im Nordosten, die zu Misicas Reich gehört hatten, bestanden, so waren es dynastische Bindungen, waren es die Familienbeziehungen zwischen den piastischen Fürsten. Nie bis in späte Zeit ist das Regiment in diesem Ostraume etwas anderes als Ausdruck und Ausfluß persönlichen Besitzes gewesen, eines Besitzes der Herrschenden, gegründet auf reine Erbschaft, die durchaus privatrechtlichen Charakter trug. Und selbst die Tatsache, daß mit dem Seniorat einem der Fürsten, unter die das Gesamtland in zahlreichen und wiederholten Teilungen aufging, gegenüber den anderen die Stellung als Großfürst wenigstens ideell zuerkannt wurde, leitet sich keineswegs aus der Vorstellung her, daß da der immanente Gedanke eines nationalpolnischen Reiches festzuhalten sei. Dies Seniorat ist zeitweise von schlesischen Piasten beansprucht worden, es ist zu Zeiten völlig versunken. Es hat nie gehindert, daß die einzelnen Fürsten ihre besonderen Wege gingen. Wie sie sich gegenseitig bekämpften, so haben sie jeweils verschiedenartige politische Anlehnung nach außen gesucht. Für die schlesischen Piasten bezeichnen die Jahre 1163, als Barbarossa zu ihren Gunsten eingriff, und 1201, als Heinrich I. seine ruhmreiche Herrschaft antrat, deutliche Stationen der Loslösung der schlesischen Fürsten aus dem Zusammenhange mit den übrigen. In Schlesien wurde die Oberhoheit des deutschen Reiches anerkannt, und Schlesien wurde deutsch, was die Gebiete im weiteren Osten zwar eine Zeitlang zu werden versprochen, aber nur hätten werden können, wenn die Politik in ihnen die gleichen Wege wie an der Oder beschritten hätte. Es ist keine Frage, daß sich erst im Verlaufe der politischen Sonderentwicklung auch die nationale Gegensätzlichkeit entfaltet hat.

Diese Zusammenhänge sind wesentlich für die Beurteilung der Vorgänge im 14. Jahrhundert.

Von außen her, durch die Erfolge Wenzels II. von Böhmen, ist der damals erloschen gewesene polnische Königsgedanke wieder ins Leben gerufen worden. Sein Werk nur hat der Piasz Wladyslaw Lokjetez wieder aufgenommen, als er 1319 zu Krakau gekrönt wurde. Weder er noch der Przemyslide haben Schlesien in das neue polnische Königreich einbezogen. Wenn Wladyslaw wirklich daran gedacht hat, seine Herrschaft über die Oberlande auszudehnen, so konnte er sich auf keine lebendige Tradition, auf kein in Thatfachen begründetes Recht mehr stützen; er hätte höchstens den Weg einer Hausmacht-politik beschreiten können, und auch dieser Weg wurde ihm und seinen Nachfolgern durch eine Reihe einschneidender Vorgänge verlegt.

Schlesien war im Verlaufe dauernder Teilungen nicht weniger als das groß-polnische Gebiet zerstückelt worden und litt aufs schwerste unter dauernden Verwandtenkämpfen und zeitweise dadurch bedingter Bedrohung von außen her. Bei der deutschen Bevölkerung des Landes war das Bedürfnis nach einem mächtigeren Schutze nicht minder lebendig als bei den Fürsten der Wunsch, für ihren Besitz und ihre Eigenpläne Hilfe zu finden. Wenn sich einige von diesen an das Deutsche Reich zu halten versuchten, wo die Erinnerung an die alte Lehnsoberrhoheit eben im 14. Jahrhundert wieder deutlicher hervortrat, so neigte man sich doch überwiegend nach Böhmen. Oberschlesische Piaszen hatten bereits den Przemysliden Wenzel II. als Oberherrn anerkannt; aber nicht darum nur hatte Johann von Böhmen leichtes Spiel, sondern hauptsächlich deshalb, weil das Reich nicht die Kraft aufbrachte, seine Interessen an der Oder wirksam zu vertreten. Im Verlaufe langer und langwieriger Unternehmungen und Verhandlungen gelang es dem Böhmen-könige, auch für seine Person die Hulldigung der schlesischen Piaszen zu erlangen; es kam weiterhin dazu, daß ihm Herzog Heinrich VI. von Breslau seinen Besitz unmittelbar übereignete und sich nur für Lebenszeit — übrigens war er ohne Nachkommen — die Regierung vorbehielt. Auch Stadt und Land Slogau fielen dem Böhmen, nur unter anderen Umständen, unmittelbar zu. Der letzte der schlesischen Piaszen, der in der Folge dieser Vorgänge die Lehnsoberrhoheit Johanns anerkannte, war Bolko von Münsterberg; seine Hulldigung ist erst 1336 zu Straubing erfolgt.

Inzwischen aber war jener staatsrechtliche Akt vollzogen worden, der die Erfolge des Böhmenkönigs auch nach außen bestätigte.

Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß Johann den Titel eines Königs von Polen aufgenommen hatte und damit Ansprüche an die polnische Krone anmeldete. Er war durchaus gesonnen, ihnen kräftigen Nachdruck zu verleihen, und hat wiederholt zum Kriege gegen Wladislaw Lokjetez gerüstet. Das war keine leere, leicht zu nehmende Drohung, und nicht seine Stärke, sondern vielmehr der Umstand hat den Polen geschützt, daß Johann zu vielseitig in Anspruch genommen war, als daß er alle seine Energie auf das eine

Ziel hätte richten können. So kam es nach Wladyslavs Tode zu dem Vertrage von Trentschin, der die Verhältnisse im Osten einer nachhaltigen Ordnung entgegenführte. In diesem Vertrage verzichtete Johann darauf, weiterhin den Titel eines Königs von Polen zu führen, und gab damit seine Ansprüche auf das Land selbst auf. Umgekehrt verbürgten sich die polnischen Abgesandten dafür, daß König Kasimir sich aller Rechte und Ansprüche auf die Länder derjenigen Fürsten begeben, die dem Könige von Böhmen gehuldigt hatten — sie werden namentlich aufgezählt — und dazu auf die Herzogtümer Breslau und Slogau. Daß diese für sich genannt werden, hat seinen guten Grund darin, daß sie als unmittelbarer Besitz Johanns angesehen werden konnten. Wenn Bolko von Münsterberg zur Zeit, als dieser Vertrag abgeschlossen wurde, noch nicht gehuldigt hatte, so geschah das, wie gezeigt, im Jahre darauf. 1339 aber hat König Kasimir selbst den Vertrag aufs neue und in besonders nachdrücklicher Form beschworen. Es geschah unter Verührung des Evangeliums, und der Pole erklärte dabei, daß sein Verzicht endgültig sei, daß sein Selbñnis durch keinerlei Verträge, Privilegien, Indulgenzen, die er etwa erlangt habe oder noch erlangen werde, seien sie kaiserlich oder päpstlich, irgendwie entkräftet werden sollte.

Trotz seines heiligen Eides hat Kasimir später dennoch versucht, von seinen Verpflichtungen loszukommen. Er hat sich im Jahre 1354 von Papst Innozenz VI. eine Urkunde verschafft, durch die er von seinem Verzicht auf abgetretene Gebiete, worunter auch Schlesien fallen sollte, entbunden wurde. Es war ein gewissenloses und dazu eitles Unterfangen. Kasimir ist nie in der Lage gewesen, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen. Und als er im Jahre 1370 starb, erlosch mit ihm die polnische Linie der Piasten vollkommen. Damit war das letzte Band, das etwa noch Schlesien mit Polen hätte verbinden können, endgültig durchschnitten. Zu allem Überflusse aber hat der Nachfolger im Besitze der polnischen Krone, der Ungarnkönig Ludwig, den Verzicht auf jeglichen Besitz in Schlesien einschließlich Oberschlesien noch einmal erneuert. Es geschah im Vertrage zu Wysegrad am 23. Mai 1372, und abermals in feierlichster Form, durch einen Eidswur auf das Heilige Kreuz und das Heilige Evangelium.

Es ist bei dieser Sachlage unverstündlich, daß von polnischer Seite dennoch versucht worden ist, den Vertrag von Trentschin als nebensächlich, als gleichgültig, als gegenstandslos hinzustellen. Gedankengänge, wie sie da vor uns entrollt worden sind, wollen den Eidbruch legitimieren, natürlich nur den polnischen; denn daß der andere Vertragspartner jeweils an sein geschworenes Wort gebunden sei, das setzt jenes Schrifttum als selbstverständlich voraus. Es lohnt sich nicht, über derartige Auslassungen zu streiten. Wenn Verträge überhaupt Bindung in sich tragen, dann hat der Vertrag von Trentschin jeglichen etwa vorhandenen staatsrechtlichen Anspruch Polens auf Schlesien in leeres Nichts aufgelöst. Und worauf hat man, wo den Verträgen des 14. Jahrhunderts ihre Gültigkeit bestritten wurde, ein besseres Recht gründen wollen? Daß Gewalt kein Recht sei, hat wohl kein Volk nachhaltiger und

lauter versichert und verfochten als das polnische; was also bliebe? Nationale Ansprüche auf völkischer Grundlage? Eben sie waren es, die den Ereignissen jener fernen und aller Folgezeit erst den rechten Hintergrund geben. Eben daß Schlesien deutsch geworden war und mit seiner Art und Kultur nur in der westlichen Ausrichtung bestehen konnte und wahrhaft bestand, das war es, was den polnischen Königen ihren Verzicht als geboten aufdrängte. Und das ist es, was den Trentschiner Vertrag als mehr erscheinen läßt denn eine Abmachung zwischen Dynastien: er ist das Siegel auf der lebendigen Urkunde gewesen, die deutsches Blut der Heimat ausgestellt hat.



Breslau und Krakau vom 13. bis 16. Jahrhundert

Zwei Städtegeschicke auf Kolonialboden*)

Von Dr. Ludwig Petry

Beide Städte, Breslau und Krakau, lassen bei aufmerksamer Betrachtung eine Verbindung wieder sichtbar werden, die auf eine jahrhundertalte Geschichte zurückblicken kann, ja die von der Natur selbst geradezu vorgezeichnet erscheint. Liegen sie beide doch im Gebirgsvorland an einem uralten Verkehrszug, der sich am Nordrande von Erzgebirge, Sudeten und Karpaten entlang nach dem Osten zieht, beide Übergangsorte an den zwei bedeutendsten Flüssen, welche diese große Straße östlich der Elbe berührt. Und wer heute von Breslau kommend mit aufmerksamem Blick das alte Krakau durchschreitet, er wird sich oft genug an die schlesische Hauptstadt erinnern fühlen. Der Grundriß der Altstadt mit seiner klaren Planmäßigkeit dort wie hier, in Krakau nebeneinander großer und kleiner Ring, noch heute Rynek genannt, in Breslau Ring und Salzmarkt (der heutige Blücherplatz), östlich des Ringes beide Male die zweitürmige gotische Pfarrkirche, hier St. Maria-Magdalena, dort St. Marien, auf dem Marktplatz selbst einst nebeneinander Rathaus und Tuchhallen, in Krakau nur diese, in Breslau nur jenes heute noch erhalten. Und so könnte man — vor allem auf dem Gebiete der Kunst — Beispiel an Beispiel reihen über den eindrucksvollen Ernst der spätgotischen Ordenskirchen bis zum Bild des traulichen Dorfkirchleins, das hier am Christophoriplatz, dort hinter dem Theater im Heiligkreuzkirchlein vor uns steht. All diese heute noch erkennbaren Züge alter Verbundenheit weisen in eine bestimmte Zeit zurück, in das Spätmittelalter, da Breslau und

*) Dieser Aufsatz stellt eine gekürzte Zusammenfassung einer Arbeit dar, die unter gleichem Titel Dr. Petry im Band 68 der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 1934, Seite 48—68 veröffentlicht hat.

Krakau nach ihrer Aussetzung zu deutschem Recht für zwei Jahrhunderte über alle sonstige Gemeinsamkeit hinaus auch in völkischer Beziehung Schwesterstädte waren. Mit gutem Recht dürfen wir daher diese Zeit in den Mittelpunkt unserer Betrachtung stellen.

Schon bei der Einrichtung der polnischen Kirche im Jahre 1000 treffen wir Breslau und Krakau als benachbarte Bischofsitze. Hundert Jahre später werden sie zusammen mit Sandomir als die wichtigsten Mittelpunkte des polnischen Reiches bezeichnet. Als Polen nach 1138 in eine Zeit starker Zersplitterung und innerer Wirren eintritt, gehören beide meist verschiedenen Teilreichen an, bis Heinrich I. von Schlesien, der bedeutendste Pfalz seiner Zeit, beide unter seiner Herrschaft wieder vereinigt und dieses Erbe seinem Sohne Heinrich dem Frommen hinterläßt, der auf der Wahlstatt im Kampf gegen die Mongolen den Heldentod findet. Sein Reich zerfällt. Breslau und Krakau, in Schutt und Asche gesunken, erstehen jetzt als deutsche Städte, mit deutschen Bürgern besetzt und von ihren Herzögen mit dem Magdeburger Stadtrecht begabt; Breslau unmittelbar 1241/42, Krakau 15 Jahre später, unter maßgebender Mitwirkung eines Schlesiens, des Jakob von Neisse, wobei ausdrücklich auf das Breslauer Vorbild verwiesen wurde. Jener alte Verkehrszug, der beide Städte stets verband, war eben damals eine der großen Vormarschstraßen des deutschen Siedlerstromes nach dem Osten geworden, und zwar die mittlere zwischen dem Donautal im Süden und der Ostseeküste im Norden. So wurden Breslau wie Krakau wichtige Rastorte und Stützpunkte dieser Bewegung.

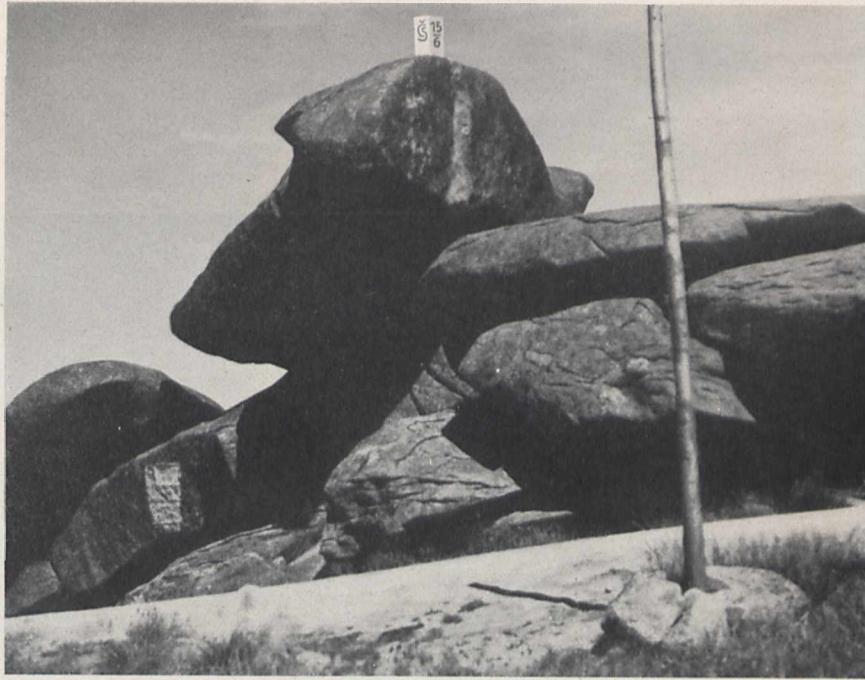
Wer hätte damals vorausagen wollen, wie sich die Verhältnisse im deutsch-slawischen Grenzraum einmal gestalten würden? Versetzen wir uns einmal einen Augenblick zurück in jene zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts! Die Zügel der Reichsgewalt am Boden schleifend — gewiß, die deutsche Volkskraft aber noch frisch und ungebrochen, überströmend nach dem Osten, gerufen und gefördert von Fürsten slawischen Stammes, die aus wirtschaftlichen Gründen diese Wiedereindeutschung selbst dann begünstigten, wenn sie politisch Gegner des Deutschtums waren. Schlesiens Fürsten, schon selbständig innerhalb des Pfalzreiches, gewillt, ihre kulturelle Anlehnung im Westen zu suchen, aber noch nicht gesonnen, deshalb auf die ehrwürdige Krönungsstadt Krakau zu verzichten — wo würde in diesen Landstrichen künftig die politische, kulturelle und sprachliche Grenze zwischen Deutschen und Polen verlaufen?

Politisch fiel die Entscheidung zuerst. Noch einmal greift Heinrich IV. von Breslau bei einem Thronwechsel nach Klempen über, ausdrücklich gerufen von der deutschen Partei in Krakau und nachhaltig unterstützt von den Bürgern seiner eigenen Hauptstadt, die diese politische Vereinigung gleichfalls begrüßten und daher nach einem ersten Rückschlag sofort 3500 Mann und 1300 Wagen zu einem neuen Feldzug rüsteten; die Wiedereinnahme Krakaus gelingt hauptsächlich durch die Mitwirkung der dortigen Deutschen. Der kinderlose Tod Heinrichs bereitet dieser Verbindung beider Städte ein jähes

Ende, doch eröffnet sich ihnen eine neue Aussicht, als Wenzel von Böhmen, Vormund des jetzt in Breslau herrschenden Piastenzweiges, mit großen Teilen Polens auch Krakau seinem Reiche anzugliedern vermag. Wieder aber läßt sein Tod und das Erlöschen des Přemyslidenhauses 1306 diese Möglichkeit nicht ausreifen. In Krakau zieht der schon einmal vertriebene Wladyslaw (mit dem Beinamen Lokietek = Ellenlang) wieder ein. Noch aber begraben die Krakauer ihre Hoffnung auf politischen Anschluß an den Westen nicht: sie verjagen Lokietek in einem Aufstand 1311/12, rufen den Herzog von Oppeln herbei und richten ihre Blicke sogar schon auf den neuen Böhmenkönig Johann von Luxemburg. Der freilich ist noch fern, der Oppelner wagt keinen ernstlichen Kampf. Lokietek kann Krakau wieder unterwerfen und den politischen Eigenwillen der Stadt für immer brechen. Nur von außen her könnte jetzt noch ein Wandel kommen. Tatsächlich bleibt es auch bei den böhmischen Ansprüchen auf Polen und den polnischen Gegenstößen nach Schlesien noch einige Zeit fraglich, ob die Entscheidung von 1312 endgültig sein wird, bis der Trentschiner Vertrag 1335 diese Frage klärt: König Johann begnügt sich mit Schlesien, der Polenkönig verzichtet darauf zugunsten Böhmens, und zwischen Breslau und Krakau erhebt sich eine feste politische Grenze, die nie mehr fallen sollte.

Dieses politische Schicksal bestimmt naturgemäß auch die innere Entwicklung beider Städte weitgehend. Krakau entzieht der König 1312 die freie Ratswahl, sichert sich Einfluß auch auf die Vogtei und verbietet später sogar den Rechtszug nach Magdeburg. Neugründungen unmittelbar vor den Mauern der Stadt erleichtern dem Herrscher die Einmischung in ihre Verhältnisse und behindern das Patriziat in der Schaffung eines eigenen Landbesitzes entscheidend. Tatsächlich verzichtet die Oberschicht nunmehr auf jeden politischen Widerstand gegen den Landesherrn und steht in unbedingter Treue hinter ihm, zufrieden mit wirtschaftlichen und verfassungsmäßigen Vorrechten. Wie anders steht es in dieser Beziehung mit der gleichzeitigen Entwicklung Breslaus! Während Krakau endgültig Hauptstadt des wieder geeinten Polenreiches wird, hört Breslau auf, Residenz zu sein. In Prag saß nunmehr sein neuer Landesherr, und nur aus besonderen Anlässen kam er noch nach Schlesien. Dem Breslauer Rat gelingt noch unter dem letzten Piasten nicht nur der Ankauf der Vogtei, sondern auch die Vereinigung mit der 1263 gegründeten Neustadt: Keine der Fesseln, die Krakau so lästig einschnüren, lastet noch auf der schlesischen Hauptstadt, frei kann sie sich entfalten. Schon im 14. Jahrhundert einmal und dann im 15. auf volle zweihundert Jahre erwirbt sie die Hauptmannschaft des Fürstentums Breslau, die ihr den maßgebenden Einfluß im Breslauer, Neumarkter und Ramlauer Weichbild sichert. Und als 1457 der Tscheche und Hussitenfreund Georg von Podiebrad zum böhmischen König erhoben wird, verweigert Breslau ihm den Gehorsam und wird die Seele des Widerstandes gegen ihn. Abschluß und Höhepunkt dieser Entwicklungslinie bildet das Jahr 1530, wo Karl V. auf dem Augsburger Reichstag neben der Verleihung eines neuen Stadtwappens Breslau das Recht erteilt, umliegende Landschaften und Gebiete an sich zu bringen

**Der Grenzpfahl
auf dem Quarzstein**

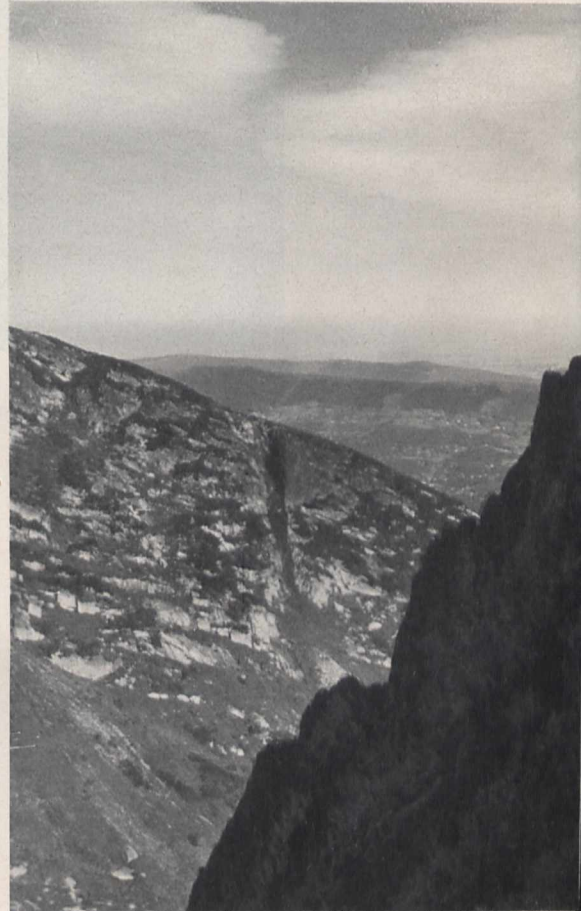


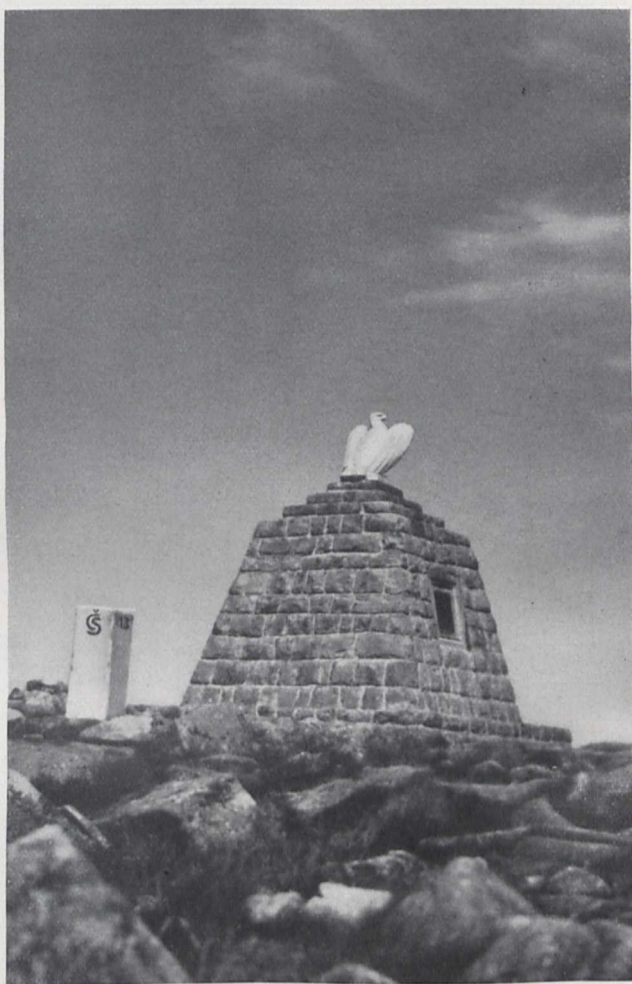
Aufnahmen:
Hanns W. Kappler

**Die Hitlerhand unterhalb der alten
Schlesischen Baude (Ruckuckstein)**



**Blick von den Schnee gruben
in die deutsche Heimat**





Aufn.: H. W. Kappler

Das deutsche Denkmal auf dem Hohen Rad



Zweiter von rechts: Rudolf Glaser †
Im spätgermanischen Gräberfeld von Groß Sürding

Aufnahme 1932



Hans Schwarzer: Altschlesische Dorfkirche

Original-Kohlezeichnung

und von Prälaten und Rittern darin die Erbhuldigung zu fordern: Nur ein Schritt schien es noch bis zur Bildung eines zusammenhängenden Stadtstaates. Wenn er unterblieb, wenn unter den Habsburgern, vor allem seit dem 30jährigen Krieg, eine rückläufige Entwicklung eintrat, so ist selbst dann Breslaus Stellung im Rahmen der österreichischen Monarchie ganz anders als die Krakaus in der polnischen Adelsrepublik.

Mögen die politischen Entwicklungslinien beider Städte also weit auseinanderlaufen, so bleibt in völkischer und kultureller Hinsicht doch die Gemeinsamkeit durch das ganze Spätmittelalter noch sehr stark. Breslauer Geistliche besitzen Pfründen in Krakau und umgekehrt. Zur kaufmännischen Ausbildung schickt man die jungen Bürgerjöhne in ein befreundetes Handels- haus der Nachbarstadt. Die Einwanderung aus Schlesien nach Kleinpolen reißt noch lange nicht ab. Das Krakau des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist ein deutsches, ein deutschschlesisches Gemeinwesen; Brieger, Neisser, Schweidnitzer sind die Namen bedeutender Patrizier dort, und seit den Hussitenkriegen steht es an erster Stelle unter den Universitäten, die der Schlesier aufsucht. Und wenn die regen Handelsbeziehungen am Ausgang unseres Abschnitts eine schwere Belastungsprobe durchzumachen hatten, so ist diese Erscheinung zu einem guten Teil gerade in der Zugehörigkeit Krakaus zum Wirkungsbereich des deutschen Kaufmanns begründet und muß uns daher noch etwas näher beschäftigen. Im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert, also gerade in der Zeit, da der schlesische Einschlag in Krakau am stärksten hervortritt, waren die Reibungsflächen noch gering. Krakau sah im Breslauer Kaufmann, der ostwärts nach Sandomir, Lemberg, Wladimir und Kiew zog, noch keinen Nebenbuhler, den man bekämpfen mußte, ihm lag vor allem an dem Warenaustausch zwischen Oberungarn und dem Ordensland, Thorn war sein Hauptgegner, der Verkehr mit Westeuropa ging vorwiegend zur Ostsee und dann zu Schiff nach den Niederlanden, und wenig störte daher das Breslauer Niederlagsrecht von 1274 — die Einschaltung des Breslauer Bürgers in den Handel, der seine Stadt berührte — zumal diese Bestimmungen sicher in der Folgezeit nicht sehr streng gehandhabt wurden. Anders wird das seit der Mitte des 15. Jahrhunderts. Der Orden verliert Westpreußen; Danzig aber kann dank seiner Sonderstellung im polnischen Reich den innerpolnischen Verkehr zur Ostsee völlig abriegeln; gleichzeitig veröden infolge der Hussitenkriege die böhmischen Handelsstraßen. Für seine Verbindung mit dem Westen bleibt Krakau also einzig der Weg durch Schlesien nach Mittel- und Süddeutschland. Von dort aber, aus Weissenburg, Landau, St. Gallen stammen jetzt die namhaftesten Krakauer Handelsherrn — was sollten sie da bei ihrem Verkehr mit der alten Heimat sich der Breslauer Vermittlung bedienen? Nicht genug jedoch mit dieser Bedrohung: neue Verordnungen in Gnesen, Posen, Kalisch und Krakau unterbinden jeden unmittelbaren Warenaustausch Breslaus mit dem weiteren Osten. Man verwehrt bei sich, was man draußen selbst beansprucht: freien Durchgangshandel. Als Breslaus Vorstellungen beim Polenkönig immer wieder erfolglos waren, blieb nichts anderes übrig, als auf das eigene

alte Niederlagsrecht zurückzugreifen. Im Frühjahr 1511 verkündeten Breslau und Frankfurt, daß jeder Warenverkehr über die Oder von beiden Seiten nur an diesen zwei Orten und unter Einschaltung des dortigen Zwischenhandels erlaubt sei. Nun aber zeigt sich im schlesischen Kampfabschnitt die Rehrseite der großen Selbständigkeit, die Breslau sich errungen: In Polen stehen die Städte fest zueinander, tatkräftig gefördert von ihrem König, der jeden Verkehr mit Breslau verbietet. Dem Böhmenkönig ist Breslau ziemlich gleichgültig, und so haben die Nachbarn Neisse, Brieg und Slogau freie Hand, den Nebenbuhler zu demütigen und dem Kaufmann aus Polen bei seiner Umgehung behilflich zu sein. Binnen eines Jahres sinkt der Umsatz der größten Breslauer Handelsgesellschaft, der Popplau, auf knapp 5 Prozent der bisherigen Höhe — und um eine Aufhebung der so unheilvollen polnischen Sperre zu erreichen, muß Breslau 1515 auf die Durchführung seines Niederlagsanspruches feierlich verzichten. Dieser erbitterte Kampf und Krakaus Sieg, der übrigens bei den großen Umwälzungen des Handelslebens seit dem 16. Jahrhundert keine bleibende Bedeutung behalten hat, sie zeigen noch einmal deutlich die starke Verflechtung des Breslauer und Krakauer Wirtschaftslebens am Beginn der Neuzeit.

Erst im 16. Jahrhundert erwächst mit dem Aufgehen der Krakauer Deutschen im polnischen Volkstum zweihundert Jahre nach der politischen Grenzziehung nun auch die völkisch-kulturelle Scheidelinie. Der kurze Blick, den wir vergleichend auf die Entwicklung Breslaus und Krakaus im Spätmittelalter warfen, ließ uns an einem Einzelfall das Schicksal der deutschen Ostbewegung erkennen, in der politische Gestaltung und völkisch-kultureller Einsatz oft genug verschiedene Wege gegangen sind. Die Leistung aber, die das Krakauer Deutschtum ungeachtet der Entscheidung von 1312 in Treue zu seinem Landesherren wie in lebendiger Fühlung mit dem Muttervolke zwei Jahrhunderte lang auf den verschiedensten Gebieten vollbracht hat — sie darf beanspruchen, im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben als eine bejahende und für beide Teile fruchtbare Einstellung zu den Aufgaben, welche der deutsch-slawische Mischraum bei der Unmöglichkeit, auch heute politische und völkische Grenze zum Einklang zu bringen, uns immer wieder stellen wird.



Schlesische Ansiedler in Ostpreußen

Von Hermann Bink

Noch heute nennt man im ostpreußischen Gau Ermland die dort gesprochene mitteldeutsche Mundart „breslausch“, die dort gesprochene plattdeutsche Mundart „käslausch“, auch hört man gelegentlich: de (die) Breslawa (er) und de Käslawa. Diese Bezeichnungen sind allgemein bekannt, doch wird der Ausdruck käslausch wesentlich nur im mitteldeutschen Teil und im plattdeutschen Grenzgebiete gebraucht, weiterhin wird mehr und mehr die Bezeichnung „platt“ zur Anwendung gebracht. Unter käslausch versteht man merkwürdigerweise nur die in den Kreisen Braunsberg und Rößel gesprochene plattdeutsche Mundart; die Mundart der plattdeutschen außerermländischen Kreise Pr. Eylau, Friedland usw. nennt man im Ermlande altpreußisch. Man gibt zwar zu, daß sie mit dem Käslauschen übereinstimmt, doch mag man sie nicht so nennen. Woher stammen nun diese Namen, und wie ist ihre Beschränkung auf das Ermland zu erklären, da doch Gleichartiges unmittelbar angrenzt? Sind sie im Ermlande entstanden und von Anfang an auf dieses Gebiet beschränkt gewesen oder sind sie von den Ansiedlern mitgebracht worden und früher auch in anderen Teilen Ostpreußens gebräuchlich gewesen?

Breslausch kommt von Breslau her und ist ein Beweis für schlesische Einwanderung. Natürlich soll damit nicht gesagt werden, daß die mitteldeutschen Einwanderer nur aus Schlesien stammen, aber immerhin ein ganz beträchtlicher Teil. Wodurch erklärt sich der Umstand, daß diese Einwanderer sich derart durchgesetzt haben, daß sie sich noch heute in ihrer Mundart als Mitteldeutsche kennzeichnen?

Greifen wir ein wenig auf die geschichtlichen Ereignisse in Ostpreußen zurück. Die beiden christlichen Missionare Adalbert von Prag und Bruno von Querfurt hatten ihren Versuch, den Eingeseffenen das Evangelium zu predigen, mit dem Tode bezahlt. Erst dem Zisterzienser Christian vom Kloster Leckno gelang es mit Erfolg, im Weichsellande festen Fuß zu fassen. Mit Hilfe des Deutschen Ritterordens, des Papstes und der Kaiser wurde der feste Kampfwille der kriegerischen Völkerstämme nach langen Jahren gebrochen. Nach der endgültigen Bezwingung setzte die Kolonisation im größeren Maße ein. Vier Bischöfe erhielten den Bezirk zugeteilt, und jeder dieser souveränen Landesfürsten suchte für sein Gebiet deutsche Ansiedler heranzuziehen. Das größte war das Landesbistum Ermland, welches die heutigen Kreise Braunsberg, Heilsberg, Allenstein und Rößel, welches in erheblichem Umfange Breslauer — im weiteren Sinne Schlesier — als Ansiedler heranzog. Der Bischof Heinrich Fleming entwickelte in der alten Landschaft „Warmien“, das heißt Ermland, eine umfangreiche Kolonisationstätigkeit, daß das Land in Kürze heranblühte. Sein Nachfolger, der Bischof Eberhard von Neisse, der in den Jahren von 1301 bis 1326 seine Arbeit dem Bistum widmete, gab sich der

Neubesiedlung und Kultivierung seines Bereiches mit regstem Eifer und besten Erfolgen hin. Ein Schlesier von Geburt, bevorzugte er nun in hervorragendem Maße erklärlicherweise seine Landsleute als Ansiedler. Jedenfalls ist in seiner Regierungszeit und weiter hinaus bis 1370 der Hauptstrom der schlesischen Ansiedler zu verzeichnen. Zwar war damals Schlesien selbst noch in der Kolonisation begriffen. Es ist ja eine beachtete Tatsache, daß eine in einem neubesiedelten Lande noch nicht recht festhaft gewordene Bevölkerung sich leicht zum Weiterwandern bestimmen läßt. Viele Kolonisten mögen sich in Schlesien vielleicht nur vorübergehend aufgehalten haben. Die Stadt Heilsberg verdankt ihre Gründung dem Bischof Eberhard, welche von ihm und seinen Nachfolgern zur Residenz der ermländischen Fürstbischöfe erwählt wurde. Neben der Stadt entstand das prachtvolle gotische Schloß, welches neben der Marienburg noch heute zu den Sehenswürdigkeiten des Ostens gehört. Ein Verwandter des Bischofs, Johannes aus Köln, einem Dorfe bei Brieg in Schlesien, wurde Schulze in Heilsberg. Auch Wormditt ist das Werk Eberhards und seiner schlesischen Ansiedler. Zahlreiche Ortschaften, die bis an den heutigen Kreis Kössel und Allenstein reichen, entstanden durch des Bischofs Gründung. Die neuen Anzöglinge vermischten sich mit der bestehenden Bevölkerung und bildeten ein Volksganzes, bei dem die Sprache in der Hauptsache die aus der schlesischen Heimat mitgebrachte Mundart bildete. Die sogenannte breslausche Mundart in Ostpreußen ist von einem Schlesier auf ihren schlesischen Charakter untersucht worden. U. Knötel hat das bekannte Schriftchen „Eine ermländische Freischaft“ hervorgebracht und einer näheren Prüfung unterzogen. Er überträgt einzelne Sätze Wort für Wort ins Schlesische, sucht nach Übereinstimmungen und Abweichungen und kommt zu dem Ergebnis, „daß man der heutigen Breslauer Mundart im Ermland ihren schlesisch-münsterbergischen Ursprung (auf den die Ortsnamen führen) noch recht gut ansehen könne“, „daß der Dialekt seinen Namen Breslauisch (das ist im Sinne von Schlesisch) nicht mit Unrecht führt.“ Das Ermländische „Breslausch“ ist ein durch plattdeutsche Beimischungen und einige Änderungen der Aussprache etwas verunstaltetes Schlesisch, und zwar schlesische Gebirgsmundart. — Zahlreiche Ortsnamen wie: Görlitz, Münsterberg, Hermsdorf, Großendorf, Döbern, Eisenberg, Seierswalde, Freiwalde, Falkenau sind gleichlautend mit schlesischen, die Eigennamen „Schlesinger“ und „Schlesiger“ deuten auf ihren Ursprung hin.

Die „breslauische“ Mundart hebt sich durch eine besondere Aussprache und Charakteristik in Ostpreußen vor allen anderen Dialekten hervor, besonders gilt dieses von den „Heilsbergern“. — „Sie sind wohl aus Heilsberg, wo es die großen Reilchen gibt?“ wird wohl jeder dieser Bürger auf das freundlichste begrüßt; denn Heilsberger sind überall sehr gern gesehen. Reilchen sind bekanntlich Mehlklöße, nicht nach bayrischer Art lose gekocht, sondern fest aus Mehlteig oder geriebenen Kartoffeln. Reilchen mit Pflaumen und Backobst nennt der Schlesier — wie überall bekannt — „Schlesisches Himmelreich“.

Zu dem vorhin bezeichneten Sprachgebiet gehörten noch vor etwa zweieinhalb Jahrzehnten — denn mittlerweile sind einige Verschiebungen eingetreten — der westlich um Seeburg gelegene Teil des Kreises Rössel mit 35 Ortschaften, der ganze Kreis Heilsberg, 12 Ortschaften des Kreises Allenstein, mit geringen Ausnahmen die Kreise Mohrungen und Pr. Holland, 11 Dörfer vom Kreise Elbing, 27 Gemeinden in der Nordostecke des Kreises Osterode, 20 Orte im Kreise Stuhm und 27 im Rosenberger Distrikt, vor allem aber die Städte selbst.

Schwierig ist die Herleitung des Ausdrucks „käsauisch“, wenn man nicht etwa den Grund in einer spöttischen Bezeichnung von Seiten der Schlesier suchen will, die damit ihren niederdeutschen, zum Teil aus dem Holländischen gekommenen Nachbarn auf die Käsebereitung hinweisen wollten. Pflenthal und Hippler, zwei anerkannte Forscher, bringen dieselbe Deutung. Es heißt unter anderem, „daß der Dialekt der mit der Käsebereitung sich befassenden Niederdeutschen von dem schlagfertigen Volkswitze im Gegensatz zu dem Breslauischen die Bezeichnung des Käsauischen erhielt“.

Sehr viel ist allerdings über diese Frage gestritten worden, aber niemand ist bis jetzt zu einem einwandfreien Endergebnis gekommen.

Ein besonderer Umstand wäre bei dieser Betrachtung noch zu berücksichtigen. Der Thorner Nikolaus Kopernikus, der gewaltige Denker, dessen Genie die Gesetze der Himmelsordnung entdeckte, so daß wir erst dadurch eine richtige Vorstellung vom Weltbau erhalten haben, hatte zum Vater nach der damaligen Schreibweise einen Köppernick, dessen Angehörige aus Schlesien stammten und über Krakau nach Preußen übergesiedelt waren. Die Mutter des „Bewegers der Erde, Befestiger des Himmels und der Sonne“ — wie auf seinem Thorner Denkmal steht — war eine Preuzin, Schwester des ermländischen Bischofs Lukas Wäzelrode. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der große Astronom hier in Heilsberg als Gast seines bischöflichen Oheims in den Jahren 1508 bis 1512 die erste Niederschrift seines gewaltigen Werkes verfaßt. Diese Vereinigung zwischen Schlesien und Altpreußen hat zu einem die Welt bewegenden Kulturwerke geführt.

Die ostpreußischen Schlesinger, genannt die „Breslauer“, haben sich Freundlichkeit, Milde und Heiterkeit und ein warmes Gemüt als Erbteil ihres Landes bewahrt:

„Und weil ber, daß ber Schlesinger sein,
 Do wull ber ooch allerwägen
 De schlä'sche Treu und Gemittlichkeet
 Mitsommen hägen und flägen;
 Uf der weiten Welt ist se nernt (nirgends) su bekannt,
 Wie bei üns — im gemittlichen Schläslerland.“



Grenze in Südost

Von Hanns W. Kappler

Wo immer um Deutschland neue Grenzen gezogen wurden, trennten sie in oft willkürlicher Weise Landstriche, die nach ihrer Beschaffenheit und Lage wie auch nach der Einstellung und den Lebensgewohnheiten der Bewohner ein geschlossenes Ganzes bildeten, dessen Zerteilung jede neue Aufbaumöglichkeit im Keime erstickte. Auch im notbedrückten Grenzland Südost wurden geologisch, wirtschaftspolitisch und durch die Stammesart der Bewohner zusammengehörige Gebiete durch die neue Grenzziehung geschieden.

Jeder Besucher des Riesengebirges wird den Kopf geschüttelt haben, wenn er die Standorte der Grenzsteine auf dem Gebirgskamm aufmerksam verfolgte. Hier sehen wir den weißen, unschönen, die Harmonie der Landschaft ungemein zerstörenden Grenzstein links am Rammweg stehen, dort aber befindet sich bereits der nächste Stein auf der rechten Seite, und mehr als einmal finden wir ihn entweder genau in der Mitte oder in einem Drittel des Pfades. Dieses „Spiel mit Grenzsteinen“ zieht sich vom Schneekoppengebiet bis zur Abbiegung des Rammweges unweit der Reifträgerbaude ständig auf dem Rammwege oder zumindest in seiner unmittelbaren Nähe entlang. Nur im Isergebirge finden wir auf einer Teilstrecke der Landesgrenzen eine Ausnahme: für einige Kilometer bildet der stark gewundene Lauf der Iser die natürliche Grenze. Es ist fast als ein Wunder zu bezeichnen, daß man nicht auch hier einmal den Grenzstein am linken, einmal am rechten Ufer setzte.

Noch naturwidriger aber ist die Tatsache, daß man nicht davor zurückschreckte, den verunzierenden Grenzstein auf geologisch interessante Gesteinsbildungen zu setzen, wie man sie gerade auf dem Rammwege so oft anzutreffen vermag. Unter diesen Felsgruppen finden wir die Bezeichnungen Mittagsstein, Mädelssteine, Mannssteine, Quarzsteine und Sausteine. Ein typisches Bild des Grenzwahns im Südosten bildet unter ihnen insbesondere der Quarzstein zwischen Beilchenspitze und Reifträger. Hoch oben thront allen Naturgesetzen zum Spott der durch Menschenhand auf dem ungefügen Steinkoloß errichtete Grenzstein, der sich in seinem Kalkweiß scharf von dem Schwarzgrau des Felsens und dem Blau des Himmels abzeichnet. Bei diesen Gesteinsbildungen auf dem Gebirgskamm handelt es sich zumeist um geologisch interessante Absonderungen, einer Zerklüftung oder Trennung der Gesteinsmassen, wie sie bei geschichteten als auch massigen Gesteinen auftritt. Teils durch die Art ihrer Entstehung, teils eine Folge des späteren Austrocknens der aus dem Wasser abgesetzten Lagen, bieten diese kubischen und plattigen Absonderungen des Granits im Riesengebirge oft ein seltsames, groteskes Bild.

Gerade in der Jetztzeit interessiert die zwischen den Ruckuckssteinen steil aufrechtstehende „Hitlerhand“, ein Naturgebilde, das in seiner Wucht und Größe wie auch in dem Ausdruck der kubischen Einteilung und Linienführung für uns Deutsche als ein bedeutungsvolles Naturwunder angesehen werden darf.

Die Hitlerhand befindet sich wenige hundert Meter unterhalb der Alten Schlesiſchen Baude.

Aber das Grenzland Südost bietet auf dem Riesengebirge noch andere Sehenswürdigkeiten, die jedem nationalgesinnten Deutschen bekannt sein müßten. Da sei nur noch das Denkmal auf dem 1506 Meter über dem Meerespiegel sich erhebenden Hohen Rad genannt. Dieses Denkmal, das auf pyramidenförmigem Granitkegel einen weißschimmernden Aar zeigt, wurde erstmalig im Jahre 1888 zu Ehren Kaiser Wilhelms des Ersten vom Turnverein Hirschberg errichtet, jedoch 1919 — als sichtbarer Ausdruck des in Deutschland eingekehrten Marxismus — zerstört. Im Jahre 1928 allerdings wurde es unter großen Mühen, gefördert durch die Unterstützung vaterländischer Verbände, wiederaufgebaut. Wenige Meter von dem Denkmal entfernt steht im dünnen Berggras der Grenzstein und zeigt, dem Denkmal zugewandt, sein D, auf der nach Süden gerichteten Fläche aber das typische ÖS. Unzählige Sudetendeutsche pilgern nach diesem Denkmal der Deutschen, kommen von jenseits der Grenze, streben hinauf nach dem Hohen Rad und schauen, während sich zu ihren Häuptern der stolze Aar erhebt, sehnsüchtig hinab in das weite Land der deutschen Heimat.



Stromland der Oder

Stromland. Heimat der östlichen Seele,
Die die unendliche Weite ruft,
Daß sich drängende Sehnsucht vermähle
Raum und Farbe, Licht und Duft.

Stromland. Gottes unhörbare Schritte
Schreiten dahin. Mit dunklem Klang
Tragen die Wasser Gewährung und Bitte,
Suchender Seele Traumgesang.

Geht der Wind in Eichengründen,
Ziehen Wolken in dunklem Fluß,
Wandern und wandern, der Weite zu kündend
Fernen Geheimnisses wehenden Gruß.

Augen schauen aus Büschen und Bäumen,
Wünsche stehen in lauschendem Rohr,
Fragen klingen in dämmernden Räumen,
Singendes Wunder fliehet zum Ohr,

Füllt mit Klang des Herzens Leere.
Schweigt der Menschen Gier und Spott —
Wasser rauschen und gehen zum Meere,
Wie deine Seele geht in Gott.

Werner Roth

Die Höhlenbärenjäger an der Raatzbach

Von Dr. Lothar Jock

Schneeflocken wirbeln jetzt auf die Berghänge herab. Und die Raatzbach, im Sommer ein kristallklarer, plätschernder Bach, wälzt gurgelnd braune Lehmluten zu Tal. Wir ducken uns dichter unter das Felschutzbach, droben, am Uhusstein. Im Westen, wo im Sommer die blaue Wand des Riesengebirgskammes, aus zartem Flimmern in den Himmel wachsend, die Welt abzuschließen schien, ist ein einziges graues Wolkenmeer. Es brandet gegen die Bober-Raatzbach-Berge, und der Sturm reißt Fetzen aus seinem Leib und jagt sie über die Pässe. Über die Pässe, die schon der Eissturm kämmtete, als er vor Jahrzehntausenden aus der Gletscherwelt des schlesischen Hochgebirges herabfuhr in den Hirschberger Kessel. Tier und Mensch suchten dann Unterschlupf. Die uralten Eiben, die über mir aus den weißen Kalkfelsen wachsen, herrliche Naturdenkmale, sie standen damals noch nicht. Selbst das Haselgestrüpp hat erst in der frühen Nacheiszeit von diesen Wänden Besitz ergriffen, und der Buchenwald, der sich über die Halden unter den steilen Felswänden des Uhussteins und Krähensteins breitet, wanderte erst vor 3000 Jahren bei uns ein.

Über blanke Geröllfelder, wie wir sie heute noch im Hochgebirge finden, erkletterte der Eiszeitmensch die Felsenkanzeln des Uhussteins und Krähensteins. Über die blumige Steppe, in die der Eiszeitommer die Talau der Raatzbach verwandelte, schaute er hinüber zu der fernen Gebirgswand, in deren Armen silbrige Gletscher ruhten. Und wenn der Sturm heulte, verkroch er sich in die Felspalten, unter die Grotten und natürlichen Felschutzdächer hier oben, wo wir mit Hacken und Schaufeln seine Wohnstellen suchen. Aber nur einige Feuersteinstücke bezeugen uns bis jetzt seine Anwesenheit.

Drüben, auf der anderen Talseite der Raatzbach, sind wir im Sommer den Spuren der eiszeitlichen Höhlenbärenjäger erheblich nähergekommen. Das war am Ritzelberg, dessen todeswunde Flanken allmorgendlich unter den gewaltigen Sprengungen erzittern, mit denen der Steinbruchbetrieb des Kalkwerkes Tschirnhaus langsam, aber sicher diesen ganzen gewaltigen Berg abträgt. Viele große und kleine Höhlen, deren Eingänge vom Verwitterungsschutt der Jahrtausende verschlossen waren, hat man dabei entdeckt. Die größte ist die Witschelhöhle. Von ihrem vier Meter hohen, domartigen Hauptraume aus führen steilabstürzende Gänge, die sich bald zu zimmerartigen Nischen erweitern, bald zu schlauchartigen Kanälen verengen, tief in das Innere des Berges. Teils einzeln, teils zu bananentraubenähnlichen Klumpen geballt, hingen die Fledermäuse zwischen den weißen Tropfsteinen, als ich die Witschelhöhle zum erstenmal betrat. Aufgeregt hämmerte ihr kleines Herz unter den schimmernden Fellen, für deren Weichheit es keinen Vergleich gibt. Sie bleckten die roten Zungen und ließen die nadelspitzen Raubtierzähne sehen, wenn mein Grubenlicht sie beschien. Es gab eine Zeit, wo der Höhlenbär, eines der ausgestorbenen eiszeitlichen Großtiere, hier seinen Winterschlaf

verbrachte. Und damals haben auch die Feuer der menschlichen Jäger auf einem großen Felsblock innerhalb der Höhle gebrannt, um Wärme zu geben und die gewaltigen Tiere zu schrecken und zu verwirren, wenn man sie aus ihren Schlupfwinkeln aufstöberte. Es war ein Kampf ums Dasein zwischen Mensch und Bär. Der Mensch benötigte das Fleisch seines Segners nicht nur zur Nahrung, sondern aus den Knochen formte er seine wenigen urtümlichen Werkzeuge. Der gewaltige Reißzahn des Höhlenbären mag auch am Ritzelberg manchem eiszeitlichen Jäger zum Verderb geworden sein. Und nachdem man die Gefährlichkeit dieser gegnerischen Waffe erkannt hatte, machte man sie zur eigenen. Man beließ den Reißzahn im abgeschlagenen Vorderende des Riesers eines erlegten Tieres, schäftete das Ganze, und eine der ältesten gefährlichen menschlichen Hieb Waffen war fertig.

Die gewaltigen, seit Jahrzehntausenden von der Decke herabgebrochenen Gesteinsblöcke machten eine genaue Untersuchung des Bodens der Witschelhöhle unmöglich. Wir zogen deshalb zu der kleineren Hellmichhöhle, deren Eingang sich hoch über dem Katzbachtal als schmaler Felspalt öffnet. Ähnliche Funde wie in der Witschelhöhle bewiesen auch hier eine eiszeitliche Besiedlung, und vor allem gewannen wir hier ein klares Bild über die Bodenfolge, in der die Knochen der ausgestorbenen Tiere abgelagert sind. Neben außerordentlich urtümlichen Werkzeugen aus Höhlenbärenknochen fanden wir wenige Geräte aus Quarzit.

Die am Ritzelberg bei Rauffung festgestellten Menschenspuren gehören zu den merkwürdigsten Kulturercheinungen der Eiszeit. Schon vor mehr als 100 000 Jahren, in der letzten Zwischeneiszeit, lebten in den Gebirgen Menschenhorden, die vorwiegend von der Höhlenbärenjagd lebten. Solche „Höhlenbärenjäger-Kulturen“ kennt man seit Jahren aus Hochgebirgshöhlen der Schweiz. Aber auch in den steirischen Bergen und in Deutschland im Fränkischen Jura fand man die urtümlichen Knochen- und Steingeräte jener ältesten Gebirgsbewohner. Sie scheinen am Aufstieg der Kultur, der sich in der letzten Eiszeit anbahnte, so gut wie keinen Anteil gehabt zu haben. Noch in der letzten Eiszeit lebten diese Menschen als Verdrängte in ihren Gebirgsschlupfwinkeln und rangen mit dem Höhlenbären um die Höhlenwohnung, während im Vorland Mammut- und Rentierjäger zu einer Besitzung emporstiegen, deren Jahrzehntausende alte Erzeugnisse immer wieder unsere Bewunderung hervorrufen.

Das genaue Alter der Höhlenbärenjäger-Kultur von Rauffung kann erst nach der Bestimmung aller gefundenen eiszeitlichen Tierknochenreste angegeben werden. Manches, wie das Auftreten des Höhlenlöwen und der Höhlenhyäne am Ritzelberg, spricht für ein ältereiszeitliches, vielleicht noch zwischeneiszeitliches, anderes wieder, wie Funde von Rentierknochen, für ein letzteiszeitliches Alter. Soviel aber erscheint sicher, daß die Höhlenbärenjäger die ersten Menschen waren, die vor einigen Jahrzehntausenden in unser Heimatland kamen.

Wie der Sturm braust! Es scheint, als wäre sein Singen das ewige Lied vom Werden und Vergehen der Berge und Bäume, Tiere und Menschen!

Dr. Rudolf Glaser †

Unserem Kameraden zum Gedächtnis

Von Dr. Werner Boege

Als Rudolf Glaser im Frühjahr 1931 mit den Worten „Auf gute Kameradschaft“ und einem schlichten Händedruck in den kleinen Kreis der Vorgeschichtsstudenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau trat, ahnte wohl noch keiner von uns, welche ungeheure Stärke des Willens und kampferprobter menschlicher Reife in dem zarten, freundlichen, oft zu goldenem Humor aufgelegten Manne steckten.

Rudolf Glaser war ein Sohn unserer schlesischen Heimat. Am 4. August 1910 in Striegau geboren, besuchte er dort das Realgymnasium und seit 1923 das Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau, Ostern 1931 bestand er die Reifeprüfung. Er studierte die Fächer Vorgeschichte, klassische Archäologie und Erdkunde, Anthropologie, Geologie und Kunstgeschichte. Im Frühjahr 1934 besuchte er studienhalber die Museen in Posen, Königsberg, Elbing, Danzig, Schneidemühl und Berlin. Die Doktorarbeit, betitelt „Die bemalte Keramik in der frühen Eisenzeit in Schlesien“, erhielt Glaser von Herrn Professor Dr. Seger und legte sein Examen in rigorosum bei dem jetzigen ordentlichen Professor für Vorgeschichte Dr. M. Jahn mit dem Ergebnis magna cum laude ab.

Schon als Primaner zeigte sich Glasers außerordentliche Befähigung. Er war im Jahre 1929 entkräftigt zusammengebrochen. Erbitterter SA-Kampf in den kalten Winternächten und eine Verhaftung hatten seinen Körper gefährlich geschwächt. Zermürbende Kreuzverhöre wegen eines Aufrufes zur Gründung eines nationalsozialistischen Schülerbundes trugen das ihrige bei. Glaser mußte sechs Monate zur Erholung nach Görbersdorf. Aber auch dort war er für die Bewegung nicht untätig. Er zog die NSDAP-Ortsgruppe Görbersdorf auf. Als er nach Breslau wieder zurückkehrte, mußte man ihm trotz eines Unterrichtsausfalles von über einem halben Jahre und trotz seiner „Staatsfeindlichkeit“ seiner Leistungen wegen die Versetzung nach Oberprima und schließlich das Abitur zuerkennen.

Wo sich Rudolf Glaser auch sehen ließ, im Kreise seiner SA-, Studien- und Berufskameraden, überall war er geachtet und beliebt. Jeder mußte, daß man sich auf seine Freundestreue und Einsatzbereitschaft ebenso verlassen konnte wie auf seine strenge Sachlichkeit und unbedingte Zuverlässigkeit seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Er überraschte bald durch gute wissenschaftliche Veröffentlichungen. Diese hatten zumeist in kennzeichnender Weise das Ziel, das Wissen um die ältesten Zeiten unserer deutschen Volkwerdung in die breitesten Kreise zu tragen. Es sind Aufsätze und Vorträge eines schlichten, volkstümlichen, zum Herzen jedes Volksgenossen sprechenden Inhaltes.

Im scharfen Gegensatz zu Glasers volkstümlichen Schriften steht sein streng wissenschaftlicher Abwehrkampf gegen die „völkische Schwarmgeistererei“ des Professors Herman Wirth. Dem Gegner sofort entgegentreten, das war stets Glasers Art. Als seine älteren Berufskameraden glaubten, die Lehren des Professors Wirth würden wie eine Krankheit eines Tages von selbst vergehen, organisierte Glaser dennoch den Widerstand und erhielt dazu das Einverständnis von Professor Freiherr von Richthofen und des Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalspflege, Breslau. Die gesamte schlesische Presse verfab Glaser mit Entgegnungen und aufklärenden Aufsätzen. Als Herman Wirth in Schlesien durch einen Vortrag in Liegnitz festen Fuß fassen wollte und die heimische Wissenschaft noch abwartete, trat ihm Rudolf Glaser persönlich entgegen. Seitdem ist Professor Wirth nie mehr nach Schlesien gekommen. Gleichzeitig aber verfaßte Glaser eine Flugschrift: „Wer ist Herman Wirth?“ Die Verleger weigerten sich, diese scharfe Abrechnung über die Person und die Forschungen des Professors Wirth, der seinerzeit noch innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung die persönliche Freundschaft, das Vertrauen und die Förderung einflußreicher Männer genoß, zu drucken. Für Glaser galten diese Tatsachen nichts. So gab er auf eigene Kosten im Selbstverlag seine Kampfschrift heraus, und er hat den Kampf gegen „die neue Heilslehre des Geistesurlichtreligionsapostels“ Herman Wirth und seiner „geistigen Schau der nordischen Internationale“ fast bis zu seinem Lebensende geführt.

An wissenschaftlichen Arbeiten, die Rudolf Glaser geleistet hat, ist die umfangreichste seine Doktordissertation. Sie behandelt die frühe Eisenzeit in Schlesien, jenen sturmbewegten Geschichtsabschnitt, in dem das hier bodenständig gewachsene illyrische Volkstum in einer letzten Scheinblüte seine Heimat an das lebensstärkere Germanentum zu verlieren beginnt. Die schwierigen ethnischen und kulturellen Verhältnisse dieser Zeit überzeugend klar herausgearbeitet zu haben, ist ein Verdienst, das allein schon dem Verfasser einen bleibenden Ruf in der deutschen Vorgeschichtsforschung sichert*). Die umfangreichen anthropologischen Studien des Verstorbenen fanden ihren Niederschlag in einer noch ungedruckten Arbeit zur Herkunft der nordischen Rasse, die durch die sorgfältige Kenntnis ihrer ältesten Kulturhinterlassenschaften ganz neue Anregungen bringt; ferner in einer Menschenkundlichen Untersuchung der germanischen Schädel des Skelettgräberfeldes von Groß Sürding, Kreis Breslau. Diese Arbeit gewährt einen in Ostdeutschland bisher kaum vorhandenen Ausblick auf die Rassenverhältnisse während der Völkerwanderungszeit. Wie umfangreich und vielseitig die Arbeit des Wissenschaftlers Rudolf Glaser war, läßt letzten Endes seine ständige Mitarbeit am „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit“ erkennen. Hier stellte er das in den letzten Jahren unheimlich angewachsene Schrifttum über deutsche Vorgeschichte übersichtlich geordnet zusammen. Aber nicht nur

*) Die Arbeit wird in der Reihe der Quellschriften zur schlesischen Vor- und Frühgeschichte erscheinen.

am Schreibtisch kennen wir den Wissenschaftler Rudolf Glaeser. Ebensooft begegnen wir ihm, wie er in harter, mühsamer Arbeit die teuren Urkunden des Bodens in Feld und Flur birgt, in treuer Arbeitskameradschaft mit den Schachtarbeitern.

So bist Du uns, toter Kamerad, stets ein lebendiges Beispiel gewesen. Aus der Trauer Deiner Freunde aber soll ein Selöbnis werden: Zu arbeiten an dem Ziel, das Du nicht vollenden konntest, nach diesem, Deinem Beispiel!

Alles ist Übergang

*Alles ist Übergang!
Nichts ist beständig!
Alles im Vorwärtsdrang!
Alles lebendig!*

*Hast du dein Ziel erstürmt
müd noch vom Lauf,
sieh, aus dem Nebel türmt
neu eins sich auf.*

*Und an dem Götterbild
gestern dir heilig,
stürmst du vorüber wild.
Sehnsucht macht eilig!*

*Ewige Vollendung
laßt uns nicht ruhn!
Jeder hat Sendung
das Seine zu tun.*

G. Feintze

Das Schrifttum von Rudolf Glaser

Fachwissenschaft: Vor- und Frühgeschichte:

- „Die bemalte Keramik der frühen Eisenzeit in Schlesien — mit Tafelstein“ (Die Arbeit erscheint in der Reihe der Quellenchriften zur schlesischen Vor- und Frühgeschichte).
- „Menschkundliche Untersuchungen an den Schädeln aus dem spätvölkerwanderungszeitlichen Germanen-Friedhof von Groß Sürding.“ In P. Joh: „Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß Sürding.“ Quellenchriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte. Bd. II, 1935, S. 88—112, mit Abb. und 10 Tafeln. Leipzig, Verlag von Curt Rabitsch.
- „Die anthropologische und vorgeschichtliche Herkunft der nordischen Rasse“ (Manuskript 1935). Schriften allgemeinen Inhalts: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit: Bd. X, 1934, S. 168—169, 188—190; Bd. XI, S. 20—22, 44—45, 109—110 und Westfalen S. 22 bis 24; Rheinland und Saargebiet S. 24—27; Pfalz und Hessen S. 27—29; Danzig und Grenzmark Posen-Westpreußen S. 69; Schlesien S. 69—71. — *Alt-schlesische Blätter*, 10. Jahrgang, 1935, S. 139—141.

Veröffentlichungen über Professor Herman Wirth:

- „Gegen die völkische Schwarmgeistererei.“ Schlesischer Stoßtrupp für deutsche Art und Kunst, Breslau, Jahrgang 1, September 1932.
- „Wer ist Herman Wirth? Eine grundsätzliche und notwendige Auseinandersetzung.“ *Nieder-schlesische Tageszeitung*, 30. November 1932.
- „Betrachtungen zu Herman Wirths Rasse- und kulturgeschichtlichem Weltbild.“ Rundfunkvortrag, Reichsfender Breslau, 28. September 1933.
- „Wer ist Herman Wirth? Volkstümliche Aufsätze über die Forschungen Herman Wirths.“ Flugchrift, Selbstverlag, 1934.
- „Wer ist Herman Wirth?“ *Alt-schlesische Blätter*, 9. Jahrgang, Nr. 2, 1934.
- „Herman Wirth und seine Urlichtreligion“, ebenda.
- „Schwarmgeistererei oder Wissenschaft.“ *Schlesische Monatshefte*, 11. Jahrgang, August 1934.
- „Stimmt das Herman Wirth?“ *Schlesische Tageszeitung*, 1934.
- „Herman Wirth und die Volkshochschule“, ebenda.
- „Der völkische Herman Wirth.“ *Schlesische Hochschulzeitung*, August 1934.

Volkstümliche Aufsätze und Vorträge:

- „Die Notwendigkeit der deutschen Vorgeschichte.“ Schlesischer Stoßtrupp für deutsche Art und Kunst, Breslau, 1. Jahrgang, September 1932.
- „Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung Schlesiens.“ Sonderheft des Gebietes IV der schlesischen Hitlerjugend, Juli 1933.
- „Aus dem Schwarzwald. Eine volkskundliche Plauderei.“ Rundfunkvortrag, Reichsfender Breslau, 28. August 1933.
- „Das germanische Haus.“ Rundfunkvortrag, Reichsfender Breslau, 19. Dezember 1933.
- „Der Eiszeitmensch in Schlesien.“ Schlesischer Heimatkalender — Jahrbuch des deutschen Ostens. Völkischer Verlag Walter Uttikal, Breslau, 1934.
- „Völker und Kulturen in Schlesien“, ebenda.
- „Eine Steinindustrie in der Eiszeit.“ *Illustrierte Jungenzeitschrift: Der gute Kamerad*, 48. Jahrg., 2. Heft, 1933; Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- „Pahlbauten am Bodensee.“ Ein Besuch der stein- und bronzezeitlichen Siedlungen bei Unterkuhdingen. *Illustrierte Jungenzeitschrift: Der gute Kamerad*, 48. Jahrgang, 13. Heft, 1933; Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- „Von uraltslawischer Kultur.“ Die Ausgrabung einer slawischen Siedlung des zehnten bis zwölften Jahrhunderts auf der Oderinsel in Oppeln OS. *Illustrierte Jungenzeitschrift: Der gute Kamerad*, 48. Jhrg., 24. Heft, 1933; Union, Völk. Verlagsges., Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- „Die Germanin.“ Über die Frauen unserer Vorfahren. *Die Zeitschrift der Mädelswelt*, 46. Jahrgang, 44. Heft; Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- „Warum deutsche Vorgeschichte?“ *Illustrierte Jungenzeitschrift: Der gute Kamerad*, 49. Jahrgang, 7. Heft, 1934, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- „Von germanischen Personennamen.“ *Illustrierte Jungenzeitschrift: Der gute Kamerad*, 50. Jahrg., Februar 1935; Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- „Germanische Königsgräber in Schlesien.“ Reichsfender Breslau, 6. September 1935.

Zusammengestellt von Waldemar Glaser.

SA-Mann Rolf Beringer †

Aus dem Buch: „Ein Trupp SA“
Meinem Bruder und Kameraden zum Gedächtnis
Waldemar Glaser

Pünktlich schlug die Turmuhr die zweite Stunde! Auf dem Platze vor dem Hause zucken die Bogenlampen sekundenweise auf, das Registrierwerk gibt einen leisen Knacks. Die Novemberluft ist kühl und feucht.

Der Student Kurt Beringer findet diese Nacht keine Ruhe...! Mögen die Rissen so oder so liegen, mag er sich lang strecken, nach rechts oder links drehen, kaum schläfert er ein, so schreckt es ihn jäh wieder auf, und dann sieht er nach Rolfs Bett hinüber.

Immer noch leer! Wo bleibt er nur...?

Nacht für Nacht unterwegs, morgens in die Schule, und trotzdem...! Rolf schafft die schriftlichen Arbeiten! Er versagt in keinem Fach! Man hat ihn gern, sogar sehr gern! Die Lehrer wegen seiner guten Leistungen, seiner sicheren Schlagfertigkeit und vor allem wegen seines lebendigen, frisch-fröhlichen Wesens. Die Klassenkameraden aber sind ihm besonders wegen seiner steten Hilfsbereitschaft zugetan. Man schätzt also Rolf, gewiß... Aber auch nur, weil niemand ahnt, daß dieser zusehends an Körperkräften abnehmende Primaner SA-Mann sein könnte! Dann würde es wohl anders sein...!

Denn je näher das Volksbegehren herankommt, desto öfter sitzt der Gymnasialdirektor mit seinen Kollegen, wie er seine Untergebenen wohlwollend zu nennen pflegt, in langen, außergewöhnlichen Konferenzen. Nach diesen Sitzungen sprechen im Unterricht die Herren Studienräte immer ganz unvermittelt von einer Welle der Verdummung, die das deutsche Volk durchheile, von einer Radikalisierung der Jugend, die ja für phantastische Hirngespinnste mehr übrig habe als für ruhige Überlegung und eine sachliche Abwägung der Lebensrealitäten! Verantwortungslöse Führer mit wahnwitzigen Zielen stürzen das Volk ins tiefste Unglück! Und in ihren Sturmtrupps, da sammeln sich minderjährige Schnösel, unreife Menschen, die woanders hingehörten, sammeln und organisieren sich dort, um bei politischen Demonstrationen sich um so leichter austoben zu können!

Gegen solche ehrverletzenden, starken Beschimpfungen heißt es nur: Zähne zusammenbeißen und schweigen! Wehe, es läßt sich ein Schüler zum Widerspruch verleiten! Man will das, wünscht es, um Exempel zu statuieren! Wagte es wirklich ein Primaner, ein Wort der Verteidigung zu finden, so würde man darauf eingehen, freundlich sein, um die Gesinnung recht vieler herauszuspüffeln. Man würde sie reden lassen, vermittelnd eingreifen, rechtgeben... Aber schon am nächsten Tage würde der Schuldiener an die Klassentür klopfen und ausrichten: „Beringer möchte ins Amtszimmer des Herrn Direktors kommen...“ Dort sitzen einige Herren des Provinzialschul-

kollegiums und der Regierung. Dem eintretenden überraschten Schüler wird mitgeteilt, daß er vor einer Untersuchungskommission stehe und zur Ehrenrettung der Anstalt die Wahrheit zu sagen habe. Die Verhöre beginnen... Protokolle füllen sich... Verräter gibt es plötzlich, die den Schuldigen bei einer Versammlung oder beim SA-Dienst gesehen haben wollen... Klassen-genossen des staatlich geförderten sozialistischen Schülerbundes schwätzen und betuern. Ein jüdischer Regierungsrat stellt näselnd und objektiv fest, daß der Primaner sehr bleich und abgelebt aussehe...! Kein Wunder bei diesem Herumtreiben grüner Jungs...! Die Kommission wird sich schlüssig. Man straft mit ermahnenden Verweisen, und wenn es sich herausstellt, daß ein Schüler Nationalsozialist ist, wird er wegen „sittlicher Unreife“ von der Anstalt entfernt.

Hat Kolf es nötig, sich diesen Gefahren auszusetzen...? Muß er die ganze Woche bis spät abends und Sonntag für Sonntag an zwanzig-, dreißig-, vierzigkilometerweiten Propagandamärschen teilnehmen...? Zum Saalschutz aufs Land, in die umliegenden Städte fahren...? Zeitungen verkaufen, Flugblätter verteilen...? Zu Truppabenden, Sturmappellen antreten...?

Dazu die anstrengende Zellenarbeit! Mitglieder benachrichtigen. Beiträge kassieren und abrechnen! Treppauf, treppab... Versammlungen vorbereiten, einberufen... Muß er das alles...? Und in den Großstadtgassen, auf den Böden, Hausfluren, in den Kellern und Höfen, in den Versammlungsälen, auf der Landstraße... überall lauert der Tod! Überall droht eine Hand nach einem Steine, einer Bierflasche, nach einem Revolver zu greifen... Ja, ist das noch Spielerei...? Ist das nicht Kampf, rücksichtsloser, harter Kampf...? Erst diese Nacht, als Kolf so lange wegblieb und es ihn nicht schlafen ließ, da erkannte er, daß die Sturmtrupps sich nicht in aller Ruhe auf ein zukünftiges Ringen vorzubereiten hätten, sondern sich bereits mitten in einem furchtbaren Kampfe befänden, der Nerven erforderte, zähe Ausdauer und einen festen, unbeugsamen Willen zum Siege! Er erkannte auch, daß es bei der Eigenart dieses Kampfes nicht darauf ankäme, ob einer jung oder alt sei oder seine Militärzeit herunter hätte und sich gefechtsmäßig zu benehmen verstünde, sondern ob er vor allem fähig sei, als schlichter, unbekannter SA-Mann mit heißem Herzen und tiefem Glauben an Deutschland für Heimat und Volk zu dienen und zu opfern!

Kurt Beringer stellt sich auf einmal selbst die Frage...

Er findet nur eine Antwort und es reut ihn, sie nicht eher gefunden zu haben! Als Kolf daher übernächtigt, müde und abgespant vom Kleben nach Hause kommt und endlich berichtet, da steht er plötzlich neben seinem jüngeren Bruder: „Du, morgen komme ich mit!“

„Wir brauchen dich, Kurt!“ sagt Kolf, „es wird immer schlimmer“.



Unser Vater Sternitzke

Novelle von Kurt Flemming

Das armselige Grenzmarkdörflein ist eigentlich nur ein Stück StraÙe, deren Seiten kleine Katen einsäumen. Dort, wo die Telegraphenstangen in den Wald verschwinden, in der kleinen verträumten Wirtschaft, da sind die Sternitzkes daheim. Mir ist es, als ob „der Vater Sternitzke“, wie er im Dorfe hieß, mir wie damals gegenüber säÙe, auf seinem Ofenplatz in der geräumigen Bauernstube, bedächtigt seine Deckelpfeife rauchend. Der roten Nase nach hätte man ihn für einen Trinker halten können, er war jedoch nie im Wirtshaus zu sehen, obschon es zwei gab im Dorfe. Vielleicht lag letzteres auch nur daran, daß er keinem der fünf Vereine angehörte. Das Gesicht hatte er sich in Sibirien erfroren, wo er in Kriegsgefangenschaft gewesen war. Er sprach gut russisch, hatte viel durchgemacht damals. „Das Schlimmste war das Ende“, damit meinte er den Tod seines treuesten Kameraden, der mit ihm zusammen geflohen war, unterwegs erkrankte und, als sie die deutsche Grenze nach langen Strapazen endlich erreicht hatten, in seinen Händen verstarb. Als er dann allein, ein zerkloppter, halberfrorener Landstreicher, in sein Gehöft kam, schrien die Kinder, die ihn seit Jahren nicht gesehen, und wollten selbst der Mutter nicht glauben, daß der verwahrloste struppige Mann da ihr Vater sein sollte. Nun ja, heute ist er wieder Bauer, und doch läßt ihn die Vergangenheit nicht los.

Von den Sternitzke-Kindern sind zwei Töchter nach der Stadt verheiratet, der Junge, der die Winterschule in der Stadt besucht, wird einmal die Wirtschaft übernehmen. Lottchen, die Jüngste, ist nach dem Kriege geboren, sie ist das hübscheste Kind in der ganzen Gegend, ein kleines, blondes, lebensprühendes Füllen, das, wenn der Schulrat kommt, als Paradeperldchen herausgestellt wird. „Wenn das Mädels nicht gekommen wäre“, vertraute mir einmal Vater Sternitzke an, „ich wäre längst auf und davon.“

„Heute kann ich ja davon sprechen zu Ihnen, früher hätte mir's die Kehle zgedrückt . . . Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie es kommen konnte, daß wir uns so fremd wurden, ich und meine Frau. Und umgebracht hätte ich mich, wenn ich sie nicht bekommen hätte als junger Mensch! Ja, und nach dem Kriege, da war es nicht auszuhalten. Meine Seele war wohl weiter geworden da draußen. Es fing damit an, daß meine Frau mich auslachte, wenn ich ohne rechten Grund beim Zuhören eines Liedes, das die Mädels, die damals noch daheim waren, sangen, weinen mußte — vielleicht vor Glück. Die kleine Lotte, mein Lotting, ist die lebendige Sehnsucht von damals. Gut, daß das Mädels auf der Welt ist, es wäre schlimm ausgegangen sonst. — Auf der anderen Seite ist es wieder gut, wenn man weit herumkommt. Bitte nehmen Sie doch!“ — Dabei reichte er die Zigarrenkiste von der Kommode. „Sie sind von meinem Bruder aus dem Nachbardorf — er schickt mir jedes Jahr zum Geburtstag ein Kistchen. Als Jungen konnten wir uns nicht leiden,



Blick vom Ahustein über das Katzbachtal nach dem Riesengebirgskamm

(Aufnahmen: Dr. Lothar Zof)

Steil stürzen die Kalkfelsen des Kitzelberges talwärts ein (Links der Ahustein, rechts Eingang zur Hellmichhöhle)





**Weit öffnet sich das Katsbachtal
nach Norden.**

(Blick vom Eingang der Witschel-
höhle am Kieselberg)



Aufnahmen: Dr. Lothar Zog

Im Eibenwald am Ahustein

und später wurden wir durch unsere Frauen, die sich nicht vertragen konnten, wie Feinde. Als der Krieg aus war — mein Bruder hatte ihn auch mitgemacht —, da stand er eines Tages in der Stube, gab mir die Hand. „Wir sind doch Brüder vom gleichen Blut!“ — und seitdem vertragen wir uns. Sehen Sie, ich habe es an mir erlebt, daß Blut eben doch zum Blut hält. Es wird beim Volk dasselbe sein, was zusammengehört, bleibt zusammen, daran ändern alle Gegensätze, Grenzpfähle und geschriebenen Verträge nichts!“ — Vater Sternitzke gab mir noch ein Stück das Geleit. „Das bißchen Leben und auch das Blut ist doch nur geborgt — es gehört uns doch nicht.“ Dabei hielt er den rüstigen Schritt ein wenig an und zeigte nach dem glitzernden Streifen der Sternestraße, die sich blausilbern zwischen riesigen Fichten, durch die sich der Waldpfad schob, dahinwand.

„Von da oben geborgt.“ —

Alte Bibel

Don Wolfgang Schwarz

Einst — es ist eine halbe Ewigkeit her —
stach ein Mönch zierliche Initialen
ihr in die Haut, zäh, Schweinsledern-schwer:
Heilige Worte galt's in Schwabacher Schrift zu malen.

Das Blut seiner Finger seh' ich noch jetzt
zwischen den Locken der Lettern auf vergilbtem Papier.
Große Blätter, an Ecken zersezt
klagen schier
vortwurfsvoll, wie gelbe Galle so bitter, mich an.
Und immer keilen die majestätischen Worte in mich:
„Jehova, Diener.“ Was hab' ich Euch getan?
„Dein Knecht, Herr, Herr, straf' nicht gestrengiglich.“

Ich klapp' sie zusammen. Staub quillt auf.
Es liegt verfloßene Art in diesem Buch.
Dantes Herbst und Hölderlins Lenzeslauf
verschwinden hinter des Vorhanges kaltem Tuch.

Der Blutacker

Novelle von Erwin P. Glöse

Wenn ihr die alten Mannsbilder des Dorfes nach dem Blutacker fragt, so weisen sie euch stumm einen Weg in die Felder; ihr werdet verwundert sein über die Alten, weil sie euch ihr Geleite nicht entbieten und nicht im Zuge ihrer närrischen Geschwätzigkeit lange Geschichten vergangener Zeiten erzählen; solches tun sie im allgemeinen mit rühriger Freude, und sie schwätzen von weißen Frauen mondheller Gespensternächte, und sie plaudern von Narrengeschick, und sie flüstern von Friedhofstanz — allein zum Blutacker zeigen sie stumm einen Weg und ihre Mäuler sind zugetan.

Ihr werdet jenen Feldweg wandern, quer durch die fruchtbaren Bauernschläge — und ihr steht überrascht vor einem schmalen Streifen Land; ein überwucherter Raum liegt euch vor Augen, wirr im Durcheinander ungezügelter Lust sprießt ein Unkrautgetümmel und wächst und strotzt und treibt Stengel um Stengel und tausend Blüten jedes Jahr zu immer wilderer Fülle. Ihr müht euch, einen Pfad zu bahnen durch das Gestrüpp, und ihr sucht und ihr scharrt . . . Dann findet ihr endlich einen sehr groben Stein, ein plumptes Kreuz, ein geborstenes Mal; und ihr erforscht ein schwergelenkiges Geschrift:

Sir seyn zu Todte geschlagen
di Baurenmänner
Andreas Stenzel / Michael Hueber.



Ein alter Fronbauer entsagte dem knechtischen Dasein der Untertänigkeit / entledigte sich der qualvollen Erinnerung all seiner Sklaventage in Freude; er legte sich wie zum Schlummer nieder / und er verschied.

Das Dorf gab ihm sein jammerndes Geleit. Und wie das Jammern verklang und wie das Beten verrann und wie die priesterlichen Reden vergingen im Wehen der Winde / da stand der Herr des Dorfes auf / Herr allen Landes rundum / Herr jeglicher Knechte / Herr ihrer allesamt die klagend zu Grabe gingen / der Gräßliche Herr stand auf und sprach:

Nach rechtlichem Gebrauch fällt des Toten Besitz zu meinem Besitz / dieweil er verschied in letztem Geschlecht!

Also schlug rechtlicher Gebrauch den Hof zum gräßlichen Eigentum / ausgingen und ein die mürrischen Sklaven der Gutschaft / das Pferdegespann zog in die gräßliche Stallung / das Rühgetier trottete auf die gräßliche Weide / in die Behausung wanderten gräßliche Mannen.

Nur die Acker inmitten bäuerlicher Streifen / vom Strafengeschlage unbeholfen entfernt / verblieben in Ode und in Wucherung brach / denn ihre Verlorenheit jenseits vom Dorf verlohnte der gräßlichen Knechte Weg nicht. — — Also geschah es / daß sie verwahrlost lagen / nach rechtlichem Gebrauch.



Zu Seiten aber des verdorbenen Hofes Ackerflur breiteten sich die Felder naher Bauern: des Stenzelbauers Gefild und des Hueberbauers Gefild. Und sie grenzten Rain an Rain.



Und wie die Tage vergingen und die Bauern verrichteten stumm ihre Arbeit als pflügen und eggen und vielerei / da geschah es / daß eines Morgens der Stenzelbauer am Rain stand / der seinen Boden trennte vom Odland des dahingegangenen Bauern... er stand sinnend und überblickte den Streifen schönen Landes etliche Zeit / dann geschah es / daß er plötzlich den Pflug ungestüm hob und setzte ihn jenseits des Raines auf fremdes freies Land / das in Verfallenheit lag; und er hieß das Gespann jäh ziehen / drückte die Schare in ruhenden Grund / und die feuchten Schollen wanden sich und Furche um Furche fiel.

Desgleichen stand der Hueberbauer sinnend auf dem Rain / der seinen Boden trennte vom Odland des dahingegangenen Bauern... er überblickte den Streifen schönen Landes gleicherweise und hob gleicherweise seinen Pflug auf fremdes freies Land / gebot dem Gespann seinen Weg / und die Schare drangen wild in den Grund / Furche um Furche zu werfen von junger Erde.

Und sie zogen herauf der eine / hinunter der andere; jeder von seiner Seite her mittwärts / Furche um Furche reißend. Sie kamen näher mit jeder Fahrt / und die Stunden vergingen. Sonnenglänzend lagen die Brocken / nur ein schmales Gestreif der Mitte stand noch unberührt / die Bauern zogen hart aneinander vorbei / ein jeder tiefgebeugt über seinem Gerät. Abermals ging eine Stunde / da war der Boden gewandt; die Bauern setzten die Pflüge in die allerletzte der Furchen / hüben der eine / drüben der andere; so zogen sie widereinander. Und sie stießen Brust an Brust im Mittelpunkt des Feldes / Pferd an Pferd / Pflug an Pflug / Bauer an Bauer.

Weiche mir aus! riefen sie.

Was ausweichen! riefen sie / hast du Recht mein Ausweichen zu fordern?

Und sie gerieten hart ins Gemenge; und einer sprach:

Was unterstehst du dich zu pflügen wo mein Pflug kömmt?

Was unterstehst du dich / rief jener / zu pflügen wo ich bin?

Bauer! riefen sie / willst du Streit?!

Streit will ich nicht / aber weiche mir aus!

Es ist mein Land! riefen sie.

Es ist mir gehörig! riefen sie.

Und sie fielen in ein wildes Übereinander. Das Schreien drängte die Gespanne in Erregung / sie sprangen sich an / Stricke und Riemen und Streben vermengten sich / die Geschirre zersetzten / die Hufe stampften. Und ihr Toben gemahnte die Bauern / sie ließen ab vom handlichen Tumult / sie zerschnitten die Stränge zur Rettung des verwobenen Getiers.

Darauf lenkten sie die Pflüge von dem fremden Schlag und geleiteten sie in ihre Höfe.



Die Tage gingen ihren steten Lauf. Die Bauern verbrachten ihre Stunden auf den Ackern / sie bereiteten den Boden / und wann die rechte Zeit kam / streuten sie Saaten aus. Andere Stunden zogen sie samt und sonders auf gräßlichen Besitz zur Fron / die sie schuldeten nach rechtlichem Gebrauch.

Also lief der Tage unabänderliche Folge / mit der Frühe erhoben die Bauern sich / schunden ihre Leiber / und krochen in der Abendzeit zur Ruh.

Der Rede klang wenig zwischen ihnen.

Viel Geselligkeit liebten sie nicht.

Und alles Geschwätz war ihnen abhold.

So hatte es den Augenschein / als wäre desgleichen zur Ruhe gegangen der beiden Gezänk und Streitsucht.



Da geschah es / daß eines Morgens vor der Frühe / eh noch die nächtlichen Nebel verstrichen / sich zwei Bauern von den Lagern schlichen / insgeheim daß einer den anderen nicht wahrte. Sie schleppten einen Sack mit Korn / dieser und jener / um ihre Lenden hing das Saattuch. So hasteten sie in Heimlichkeit aus dem Ort / über Raine und Stege und Grenzen schwankten sie / nicht den gebräuchlichen Feldweg / sie brachen von ihrer Seite gegen das leere Land / Korn zu streuen.

Sie gingen stapfenden Schrittes / die Hand lief ihren gemächlichen Schwung / griff nach dem Korn und schwang die Saat weitwürfig über die harrende Erde / ein jeder von den Bauern / Weizensaat streute der eine / Gerstensaar streute der Widersacher.

Und wie sie mittlings zusammenstießen / Mann gegen Mann / mit hartem Blick / mit fester Gebärde / da war der Wille so blind / daß sie stumm einen Schritt abseits traten und ihre Wege weiter schritten / in der Spur des andern / und also streuten sie doppelte Saat. Weizenfaat warf der eine / wo eben Gerste gefallen war / und jener tat es auf seine Art.



Der Sommer verging / und die himmlische Güte senkte sich auf den fremden Acker und seine teuflische Saat / und sie gab von ihrem Geschenk als Sonnenwärme und Windesrauschen und viel feuchte Gabe. Und das zwiefache Korn gedieh. Ein Keim stand in den Körnern auf / trieb Wurzeln unter der Erde und grüne Halme hinan zum Licht / und das Feld ward ein wogendes Meer und blühte / und Same wie Seidenflaum schwang in den Wogen des Windes / und Frucht gedieh. Ahren erwachsen der schwarzen Saat in Zwittergestalt. Die Sonne indes achtete ihrer Mißart nicht und bräunte sie wie tausend Ahren auf tausend Feldern rundherum / und das Feld reifte.



Und es begab sich in einer Nacht / während die Leben im Schlummer lagen / daß zwei Bauern aufstanden / insgeheim daß einer den anderen nicht bemerkte.

Sie schlichen aus ihren Gehöften wie Diebesgezücht / auf leisen Sohlen / sie stapften hinaus an das ferne Gefilde. Und sie trugen die Sensen geschultert. Und sie beugten sich zu der heimlichen Ernte / starrten in Unerbittlichkeit und schwangen die Arme zur Arbeit in der Düsternis. Und der Sense stählerne Schneide glitt durch Luft gegen die aufgerührten Ahren . . . und das Korn fiel. Fast ist der Schlag geschnitten / das Licht des Himmels enthüllt sich / und die Schnitter erkennen untereinander. Das Korn sinkt unaufhörlich zur Erde / jetzt trennt noch ein geringer Schritt die schneidenden Männer / ein schmales Fleckchen Korn steht in der Mitte des Feldes / hiesits ein Bauer / jenseits der Widersacher.

Stummen Blickes stehen sie / von Härte übermannt / nun holen die Arme aus / zweier Sensen gleißende Schneiden heben an zu einem letzten Schnitt. Die Leiber der Bauern sind tief gebeugt zu zwiefach mächtigem Schwung. — Und wie die Sensen von Heftigkeit rauschen und wie ein unbarmherziger Bann sie zu der Höhe der zitternden Ahren trägt und zu der Höhe der bebenden Häupter — — treffen die Messer ihre Ernten / ihr Schwung der ungestümen Kraft schlägt die Häupter der Mähenden.

Kein Schrei der stürzender Leiber ertönt / sie sinken längs nebeneinander von den Sensen zu heftigem Stoß enthauptet.

Und die Nacht ist still wie ehedem und stumm vor Düsternis / nur eine Eule
zieht über das öde Gefilde und sie schreit. — — Die Menschen der Dörfer
erhören sie und beugen ehrfürchtig die Knie.



Sir seyn zu Todte geschlagen
di Baurenmänner
Andreas Stenzel / Michael Hueber.

Eingehämmert birgt es der grob behauene Stein, das bröckelnde Kreuz, das
überlieferte Ungetüm, das ihr fandet im Unkrautgewirr des Blutackers. Nun
verlaßt ihr die Pest und die Öde und schreitet zum Dorf, wo euch schweigend
die närrischen Alten erwarten — die heut kein Wort der Rede ergreifen
im Zug ihrer Geschwätzigkeit, wie sie im allgemeinen tun mit rühriger Freude
über weiße Frauen, mondhelle Gespensternächte und über Narrensgeschick
und über Friedhofstanz.



Bauernhaus bei Nacht

*Der Sturm jagt pfeifend um das Haus;
Vom nahen Wald ein Käuzchen schreit;
Im Ofen kracht das letzte Scheit;
Die Magd geht schweigend ein und aus.*

*Die Katze streicht um Spind und Bank;
Die Lampe gibt so trüben Schein;
Die Magd geht schweigend aus und ein,
Der Totenwurm klopft in dem Schrank.*

*Die Uhr hebt laut zu schlagen an;
Erschrocken weint im Schlaf das Kind;
Die Katze streicht um Bank und Spind;
Durchs Fenster blickt ein fremder Mann.*

*Der weiße Mond steht überm Haus;
Der Bauer spricht das Nachtgebet;
Die Ahne horcht, wer draußen steht;
Ein Windstoß löscht die Lampe aus.*

Hermann Gaupp.

Die Feuermannsbraut

Von Gerhart Baron



Wo der Backofen glüht
— Ach, er war doch so kalt —,
Hebt sich rauschend ein Lied
Einer schlanken Gestalt,
Und ein Mädchen erhebt seiner Augen Gewalt.



Aus dem Gärtlein herfür,
Wo die Scheune groß steht,
Aus der Backofentür
Auf das blühende Beet
Springt es voll Anmut im seidnen Gewand.



Wie ein Apfel, gepflückt,
Glühn die Wänglein im Lenz.
Schön mit Rosen bestickt
Ist das Nieder und glänzt.
Ach, die Schürze mit Goldstücken zwiefach bekränzt!



Und ein blutrotes Band
Breit im pechschwarzen Haar,
Sang es: „Komm ich ins Land,
Ei, dann droht ihm Gefahr,
Dann hüte dich, Bauer, dann hüte dich, Pfarr'!

Bin die Feuermannsbraut,
Und ich spaße nicht gern;
Ich verkünd es euch laut:
Dem Geliebten und Herrn,
Ihm widersteht nichts, ob nah und ob fern!“



Und sie tanzte zum Teich:
„Liebes Wässerlein du,
O verschwinde du gleich
Und verdunste im Nu!“
Und sie tanzte und hüpfte auf rotsamtnen Schuh’.



Und das Wasser entfloh
In die Erde hinein.
Und sie bückte sich froh
Und da klirrte es fein:
Sie besprengte ihr Mieder, ihr Haar und ihr Bein.



Und sie tanzte zurück,
Wo der Backofen stand,
Und sie hob ihren Blick:
„Angnade dem Land!“
Sie schüttelte lachend ihr glänzend Gewand.



Und das Feuer kroch aus,
Tausend Schlängelein von ihr.
Sie ergriffen das Haus
Und zerfraßen die Tür.
Im Strohdach der Feuermann rief noch nach ihr . . .

Verschiedenes · Schrifttum

Lese-Stunde mit Bernhard Wilm

Der Schlesische Bund für Heimatschutz E. V. hatte am Vorabend seines 25jährigen Bestehens zu einem Leseabend von Bernhard Wilm-Saalberg geladen, der, wie der Vorsitzende in der Begrüßungsansprache hervorhob, einer der Mitbegründer des Bundes ist. Im Vortragsaal des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe fand der Dichter einen aufmerksamen Zuhörerkreis. Bernhard Wilm las sein vor Jahren aufgeführtes Drama „Streuselkuchen“. Abgesehen von der fesselnden Sprecherischen Leistung, die eine starke lebensechte Einfühlungsgabe in die Menschen der schlesischen Berge bewies, die in den Personen des Stückes verkörpert sind, rollte der Dichter ein packendes Geschehen von Schuld und Sühne auf. Gut gezeichneter Humor lag in der Nebenhandlung. Tiefes gläubiges Empfinden durchleuchtete ergreifend die Spannungsmomente der starken Handlung. R. Flg.

Ernst Voehlich: Der Berg der Götter. Breslau, Paul Rupfer, Verlag. 1935.

Auch die letzten Quellen für die Kenntnis der fernsten Vorzeit unserer Heimat, die Ergebnisse der Wissenschaft des Spätens und manche schwer deutbaren Berichte der Alten geben nur ungefähre Kunde von dem, was viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in unserem Ostraum geschehen ist. Wir können ahnen, daß auch hier — es handelt sich um den Raum der Stromgebiete von Weichsel und Oder im 6. Jahrhundert vor Christi — Kulturen aufstiegen und versunken sind, und daß auch hier schwere Völkerkämpfe und weitreichende Völkerbewegungen sich abgespielt haben.

In jenen fernen Zeiten spielt unser Roman. Er schildert natürlich keine, auch keine urkundlich beglaubigte Wirklichkeit. Aber hochbeschwingte Phantasie des Dichters hat fesselnde und farbige Bilder gestaltet vom Dasein der Völker, die hier — vor mehr als zweitausend Jahren — um ihr Leben und ihre Landstüße gerungen haben mögen. Es sind die Kämpfe von Völkern, von denen wir wenig mehr als den Namen kennen, die den Gegenstand des Romans bilden, die Kämpfe der Skiren, eines germanischen Volkes, mit den Venetern, die westlich auf dem Götterberg ihr Heiligtum verehren, die ihren Segnern zwar an Kultur, nicht aber an männlicher, heldischer Kraft überlegen sind. Rein menschliche Beziehun-

gen, die Liebe zwischen skirischen Männern und venetischen Frauen, greifen in die Kämpfe ein und führen zu schweren Verwicklungen und schließlich zur Katastrophe. Daneben hören wir von wandernden und kämpfenden Volksmassen fremden Stammes, von Skythen, Slaven und keltischen Westvölkern, die die germanischen Stämme zwischen Weichsel und Oder bedrängen, und am Horizont erscheint der dunkle Schatten des großen Perserkönigs Kyros, der drohend seine Hand nach Westen streckt und die Völker Europas in Schrecken setzt. Auf diesem Hintergrunde werden mit dichterischer Kraft bewegte, phantastische Bilder entrollt von jener viel früheren Völkerwanderung, Bilder vor allem von germanischem Leben und Heldentum, die in unserer Zeit fraglos besonderer Teilnahme begegnen werden.

Ist das Ganze nicht leicht übersehbar wegen der großen Zahl der handelnden Personen, wegen der Fülle der Episoden, der Unbestimmbarkeit der Zeit und der örtlichen Verschwommenheit der Schauplätze, so gewinnt die Dichtung eigenen Reiz und Wert durch die Sprache, die bald durch feierliche Kraft des — bisweilen die Erzählung allzusehr überwiegenden — Gespräches, bald durch die Beweglichkeit der Schilderung, bald durch Sicherheit in der Darstellung der Stimmung, immer aber durch die künstlerisch gepflegte Form dem heldischen Stoffe starke Wirkung sichert.

Theodor Siebs.

Jalu Kurek: Die Grippe wüftet in Naprawa.
Roman. Aus dem Polnischen übersetzt
von Heinrich Roitz. Breslau, Paul
Rupfer, Verlag, 1936.

Der junge Dichter Jalu Kurek ist in Polen bereits seit zehn Jahren mit Gedichten und Romanen, letzthin auch mit einem Drama „Anno santo“ hervorgetreten. Der hier in Übersetzung vorliegende Roman hat von der Warschauer Literaturakademie den „Staatspreis der Jungen“ bekommen. Ein so rühmlich anerkanntes Werk auch in Deutschland zugänglich zu machen, mag als eine literarische Tat, kann als eine würdige Höflichkeit gegenüber dem guten Nachbarn gemertet werden... Aber völlig abgesehen von seiner dichterischen Qualität, kommt diesem Buche noch ein anderer Wert zu: der eines Tatsachenberichtes, der uns mit besonderer Eindringlichkeit über bemerkenswerte Zustände jenseits der Grenze unterrichtet.

Der Roman spielt in den Jahren 1933 und 1934 in kleinen Dörfern und einem Landstädtchen am Abhange der Karpaten, ist also unbedingt gegenwartsnahe. Eine seltsame Gegend ist es, die uns da vorgestellt wird, voller Armut und steigender Not, voller Muffigkeit, geistiger Enge, Kulturlosigkeit, wenn man so will. Breit und in Hundert Einzelzügen wird uns dieses soziale Elend ausgemalt, das am ärgsten den Bauern trifft, auf die Kleinbürger übergreift, den Beamten und Akademiker ergreift. Die Not der Landbevölkerung ist grauenhaft, ärger als man sie sich bei uns selbst unter den ärgsten Umständen vorstellen könnte, und selbst wer diese primitiven Zustände in Polen von früher her aus eigener Anschauung kennt, steht erschüttert vor fast unbeschreiblichem Jammer: Kein Abfaß für die Erzeugnisse, keine Mittel, um Acker und Vieh auch nur die einfachste Pflege angehen lassen zu können, keine, auch nur halbwegs ausreichende Nahrung für den Menschen, der, mehr und mehr entkräftet, schließlich der Seuche fast widerstandslos zum Opfer fällt. Nicht Arzt, noch hygienische Hilfe stehen zur Verfügung, können durch diesen Schmutz und diese Hoffnungslosigkeit hindurch. Der Bauernschaft bleibt nicht anderes, als zu sterben, und sie tut es mit kraftloser, rührender Ergebung.

Neben dem Grauen, das aus diesem Abgrunde sozialer Not aufbricht, verblaffen

andere Bilder fast in ein schattenhaftes Nichts, und doch sind sie da: Bestechlichkeit, Unterschleif, richterliche Ungerechtigkeit, schamlose Gewalttat zeichnen sich mit einer Selbstverständlichkeit und Deutlichkeit ab, daß man erschrecken möchte. Hier offenbart sich eine Welt, über die ein Kulturstaat den Mantel des Schweigens zu breiten für das gebotenste erachten könnte. Wenn Polen gleichwohl der rückhaltlosen Darlegung, wenn es diesem Roman den Weg freigegeben hat, so spricht das nicht nur für die Wahrheit der geschilderten Zustände, sondern ebenso von einer überraschenden Weiterherzigkeit, der man die Anerkennung nicht versagen kann. Wahrlich, dieser Staatspreis sanktioniert ein Aufklärungsmittel über das Polen von heute, wie man es sich belehrender nicht wünschen kann. Zhl.

„**Oberschlesische Wirtschaft**“, Zeitschrift der Industrie- und Handelskammer für die Provinz Oberschlesien und des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins E. V. 10. Jahrgang, Heft 11, November 1935. Einzelpreis 50 Pf.

Das neue Heft der „Oberschlesischen Wirtschaft“, des einzigen Wirtschaftsorgans der Provinz Oberschlesien, bringt eine Reihe von wichtigen und fesselnden Beiträgen, die sich vor allem mit der Aufgabe und der Leistung Schlesiens und Oberschlesiens im Rahmen des gesamten Reiches beschäftigen. An der Spitze steht der Beitrag von Dipl.-Hdl. Singer, Beuthen, „Oberschlesien, Deutschlands Brücke nach Südosteuropa“. Der Verfasser geht von der wirtschaftsgeographischen Lage Oberschlesiens an dem alten Völkertor der Mährischen Pforte aus. Die Staatenekke an der Mündung der Olsa in die Oder ist wohl die wichtigste Dreistaaten-Ecke in Osteuropa. Eingeklemmt zwischen Polen und der Tschechoslowakei, erstreckt sich Oberschlesien gleich einer Brücke weit nach dem Südosten. Es wird nun gezeigt und mit Zahlenmaterial belegt, welche Bedeutung Oberschlesien als Durchfuhrland für die Waren des deutschen Ostens, als Durchfuhrland der Seehäfen Stettin und Hamburg und schließlich als Durchfuhrland von Waren aus Ostoberschlesien im Rahmen des Welthandels besitzt.

An zweiter Stelle folgt der wertvolle Beitrag von Dipl.-Volkswirt Rogmann, Bres-

Ein glücklich Neues Jahr MIKO Inhaber: **STRUNZ**
Hanns
durch gutsitzende Oberhemden, fesche Krawatten von
Kaiser-Wilh.-Str. 12 (Haus Rothmacher)

Staatl.
Oberbrunnen
Katarthe, Asthma

zu Hastrinkkuren
Bad Salzbrunn

Staatl.
Kronenquelle
Niere, Gicht, Zucker

lan „Die Wanderungsbewegung Schlesiens seit 1840“. Rogmanns Ausführungen eröffnen vollständig neue Ausblicke und ermöglichen erstmalig eine den geschichtlichen Tatsachen entsprechende Würdigung der Bedeutung Schlesiens als Bevölkerungsquelle für das übrige Deutschland. Es ist viel zu wenig bekannt, was Schlesien, und insbesondere auch Oberschlesien, für die Deckung des notwendigen Menschenbedarfes in Mittel- und Westdeutschland geleistet hat. 840 000 Menschen sind in dem Zeitraum von 1840 bis 1933 aus Schlesien ausgewandert und haben sich in den großen Strom eingefügt, der seit langer Zeit ungehemmt vom Osten in den Westen floß. Der größte Teil dieser Abwanderer ist Schlesien endgültig verlorengegangen. Auf die Frage, worin nun die Mängel des schlesischen Lebensraumes bestehen, die so viele Schlesier zur Abwanderung veranlaßt, weist Rogmann nach, daß die Grundbesitzverteilung keine besonders große Rolle gespielt hat. Vielmehr weist er auf andere Ursachen hin, zu denen die Bodenqualität, das Klima, die Marktlage und andere gehören. Von größter Bedeutung ist die wirtschaftliche und soziale Lage der Bevölkerung gewesen. Der ländliche Bevölkerungszuwachs fand in der Landwirtschaft selbst kein Unterkommen mehr, er mußte in die Industrie abwandern, und, wo solche in der Heimat nicht genügend vorhanden war, blieb ihm nur der Marsch nach Westen übrig. Oberschlesien wäre es ohne die Entwicklung seines Kohlen- und Industriegebietes überhaupt nicht möglich gewesen, die günstige Bevölkerungsentwicklung zu erzielen, die wir dort im Gegensatz zu Niederschlesien, insbesondere zum Regierungsbezirk Posen, seit über einem Jahrhundert beobachten können. Der Aufsatz schließt mit einer Darstellung der nationalsozialistischen Bevölkerungs- und Wirtschaftspolitik als neue politische Antwort auf die deutsche Bevölkerungslage im Osten und in Schlesiens.

Nach dem ziemlich plötzlich erfolgten Abschluß des deutsch-polnischen Wirtschaftsvertrages behandelt Dr. Slotoch, Beuthen, in knappen Ausführungen die Frage einer Neuordnung der polnischen Industrie- und Handelspolitik. Die „Entfaltung der wirtschaftlichen Erzeugungskräfte“ kann für Polen nur bedeuten: Aktivierung der landwirtschaftlichen Erzeugungskräfte — und dann erst Industrialisierungspolitik in einem für die Gesamtwirtschaft zuträglichen Maße. Schließlich behandelt Dr. Jörg, Essen, den Erzbau der Türkei, wobei sich der Verfasser auf eigene Beobachtungen und auf das amtliche Zahlenmaterial stützt.

Der übrige Teil des Heftes enthält die üblichen Wirtschaftsberichte sowie Übersichten der im Oktober neu erschienenen Gesetze und Verordnungen von wirtschaftlicher Bedeutung, ferner Angaben über Steuerwesen, Verkehr, Devisenbewirtschaftung, Außenhandel, Rechtspflege, Gutachten des Sonderausschusses zur Regelung von Wettbewerbsfragen, Buchbesprechungen u. a.

Kantate OS. Von Hans Niekrawitz. „Der Oberschlesier“ Verlag, Oppeln. 1935. Kartontiert.

Nur einige kleine Gedichte und Streiflichter aus OS. — und welche Liebe zur Heimat, dieser gequälten, ewig im Kampf stehenden ober-schlesischen Erde. Dieses OS., dem der Mensch, wie kaum anderswo, verbunden und ausgeliefert ist, dessen Schicksal sein eigenes ist. Dieses Land, das den Menschen hart und herb macht, wie es selbst ist. Mit ein paar Worten nur erhebt die erschütternde Tragik der hundertvierundvierzig von „Karsten-Zentrum“, der Kampf um den Annaberg und all die Orte, die der Oberschlesier mit seinem Blut verteidigte. — In der Abendstimmung seiner Dörfer, in den Wellen des Heimatstromes verklingt die Kantate OS., eine Symphonie der Liebe, trotz allen Leides. S. 31.

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

Frack- und Gesellschafts-Oberhemden
Weiße und schwarze Krawatten

Krawatten und Oberhemden
Herren-Mäntel
Sport- und Straßenanzüge
Damenmäntel
Kostüme, Kleider
Handtaschen

Grünberger Hauskalender. Heimatkalender für die Kreise Grünberg und Freystadt auf das Jahr 1936. Herausgegeben von den Kreisverwaltungen Grünberg und Freystadt. 25. Ausgabe, geh.

Mit viel Fleiß und Sorgfalt ist dieser Heimatkalender zusammengestellt. Heitere Anekdoten, teils in schlesischer Mundart, wechseln ab mit historischen Begebenheiten und Schilderungen aus längst vergangenen Tagen. Die Schönheiten der engeren Heimat sind in wirkungsvollen Naturaufnahmen festgehalten. Mancher wird ein vertrautes Fleckchen wiedererkennen. Der Dorf- und Heimatforschung ist in anerkennender Weise Rechnung getragen. Von den Gedichten verdient insbesondere Lotte Jackels „Deutschland — 1914 — 1918 — 1935“ beachtet zu werden. Ein Bildnis des Führers nach einem Original-Holzschnitt von Bruno Héroux gibt dem Ganzen einen besonderen, eindrucksvollen Rahmen. Ein Buch, das so recht abgestimmt ist auf das, was seine Freunde von ihm erwarten. Nicht nur ein Werbemittel, sondern darüber hinaus ein Kalender, der über die Grenzen seiner engeren Heimat Verbreitung und Beachtung verdient. S. 31.

Werner May: Buchhändler Palm. Ein deutsches Heldenschicksal aus dem Jahre 1806. Heinrich Handels Verlag, Breslau. 1935.

Das Heldenschicksal des Nürnberger Buchhändlers Palm, um dessen Verankerung im Bewußtsein des deutschen Volkes sich 1814 schon J. Graf Soden und 1906 Richard Graf du Moulin bemüht hatten, spiegelt die Leiden des deutschen Volkes in den Jahren der Bedrückung durch das napoleonische Joch ergreifend wieder. Werner May hat nun auf Grund der obengenannten Quellen in packender Schilderung diesem Manne, der wegen der Veröffentlichung der Kampfschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ 1806 auf Befehl Napoleons erschossen wurde, in seinem Buch ein Denkmal gesetzt, das seinen Opfertod der Vergessenheit entreißen wird und den Buchhändler Palm mit in die Reihe der gefallenen Kämpfer für ein freies Deutschland stellt. Von besonderem Wert ist es auch, daß der Leser einige der Hauptabschnitte aus der Kampfschrift gegen Napoleon, dessen Verfasser bis heut unbekannt geblieben ist, weil Palm dessen Namen nicht verraten hat, im Lauf der Handlung kennenlernt. S. 31.

Am 12. Januar beginnen **Jeden Sonntag** unsere beliebten Wintersport- u. Erholungsreisen nach

Gaia im Riesengebirge

in gutgeheizten, modernen Omnibussen
Abfahrt Sonntag früh 6.30 Uhr vom Zwingerplatz

8 frohe Ferientage

Ideales Skigelände
Sprungschanze
10 km lange Rodelbahn
Gutgepflegte Eisbahn
Herrliche Wanderwege
Bequeme Spaziergänge

Ausführliche Prospekte
und Anmeldung durch:

Frohlüche Vaudenabende locken zum Tanz



41⁸⁰ RM.

mit den
rühmlichst
bekanntesten
guten
Leistungen

STZ-Reisedienst · Breslau 5

Am Sonnenplatz · Fernsprecher Nr. 52551 · Postsparkonto Breslau Nr. 1707
(Veranstalter: Reisebüro Britab, Breslau 13, Kaiser-Wilhelm-Straße 4)

Erfolgreiche Herbst- und Winterkuren in *Bad Warmbrunn*, dem Jungbrunnen des Riesengebirges

Die radioaktiven, schwefelhaltigen Thermalquellen und Moorbäder heilen **Rheuma, Gicht, Ischias, Nerven-, Haut- und Frauenleiden, Altersstörungen und Bluthochdruck**. Das für den **Herbst- u. Winterbetrieb** besonders eingerichtete neue **Bade- u. Kurhotel „QUELLENHOF“** mit all. Kurmitteln im Hause **bleibt ganzjähr. geöffnet!** Tel. 355

Eberhard Wolfgang Giese: „Auf Wanderweg und Segelhang“. Abenteuer einer Jungfliegereschar. Heinrich Handels Verlag, Breslau.

Hermann Görings prophetische Worte: „Die Deutschen müssen ein Volk der Flieger werden“, können sich um so eher erfüllen, je mehr deutsche Jungens den uralten Skarustram an sich selbst verwirklichen. Dafür gibt es zunächst keinen besseren Werber als ein Buch, das aus einer elementaren Begeisterung für das Fliegenlernen geschrieben worden ist. Eberhard Wolfgang Giese hat sich in seinem jungen Buch „Auf Wanderweg und Segelhang“ nicht damit begnügt, nur ein paar spannende Abenteuer einer Jungfliegereschar zu schildern; zwischen den Zeilen lernt der Leser vielmehr auf launige Art alles, was eigentlich jeder Deutsche vom Segelfliegen wissen muß. Theoretische und praktische Belehrung ist geschickt in eine abenteuerliche Handlung eingewoben und führt von ersten Flugmodellversuchen zur Kenntnis aller Voraussetzungen der A-, B- und C-Prüfung. In einem Anhang sind die neuen Fluglehrer- und Prüfungsbestimmungen für Segelflug im DVV abgedruckt, und außerdem sind in der Erzählung viele Hinweise auf ergänzende Literatur gegeben. H. St.

Wir werden das Volk. Wesen und Forderung der Hitler-Jugend. Von **Albrecht Möller**. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, Königsplatz 1. 1935. Geb.

Das Werk Albrecht Möllers zeichnet in scharfen Umrissen das Gesicht der jungen Nation. Dieses Buch, das wohl in Anerkennung an Baldur von Schirachs „Die Hitler-Jugend — Idee und Gestalt“ geschrieben ist, wurde, wie der Verfasser selbst sagt, von der Jugend für die Jugend geschaffen. Es redet die Sprache der heranwachsenden Generation. Beginnend mit der verpflichten-

den Überlieferung der Front schildert das Buch das Werden der neuen Jugend, die sich angeekelt von dem Treiben der damaligen Zeit der Bewegung des Führers zuwendet und so seine junge Gefolgschaft wird. Im Vergleich zu Baldur von Schirachs grundlegendem und richtungsweisenden Werk ist diese Arbeit Möllers lediglich eine gut durchdachte praktische Anweisung, geeignet als Handbuch für den verantwortungsbewußten Führer einer HJ-Formation. S. St.

Landdienstesatz des NSD-Studentenbundes

Vor kurzem hat der Führer des NSD-Studentenbundes, Reichsamtsleiter Pg. Albert Verichsweiler, erklärt, daß in Zukunft jeder Studentenkamerad und jede Studentenkameradin nach dem 2. Semester sechs Wochen zum deutschen Bauern gehen wird. Der studentische Landdienst, der bisher von einzelnen freiwilligen Kräften getragen war, wird also gemeinsame Sache aller nationalsozialistischer Studenten sein, deren Zusammenschluß ja ebenfalls eine Mindesterfordernis freiwilliger Idealisten sein soll. Die schlesischen Studenten sind übrigens, wie die „NS-Schlesische Hochschulzeitung“ gerade in ihrer neuesten Folge mitteilt für den Landdienstgedanken bahnbrechend gewesen. Sie gehörten nach den Worten des Studentenblattes „zu den ersten, die den studentischen Landdienst als politischen Dienst, als einen Teil ihrer Erziehung und als einen volkspolitischen Einsatz ansahen. Ein schlesische Studentenschaft, die Studentenschaft der Hochschule für Lehrerbildung in Hirschberg, ist als erste geschlossen in den Landdienst gezogen.“ Die Hochschulzeitung ist der Überzeugung, daß sich neben den 2. Semestern in Zukunft viele Freiwillige aus den älteren Semestern, „darunter alte Landdienstkämpen, die zum 2. und

Seidenstoffe und Samte

für Nachmittags- und Abendkleider

Wollstoffe für Mäntel, Kleider und Kostüme

Breslau, **Schweidnitzer Straße 1**, am Ring



Langenbielau im Eulengebirge

der Mittelpunkt schlesischer Textilindustrie, mit seinen herrlichen Bergen für **Wanderungen** und **Wintersport**

Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.

gar zum 3. Male hinausgehen“, im schlesischen Landdienst einsetzen werden. Zwei Beiträge dieser letzten Folge der „NS-Schlesischen Hochschulzeitung“ legen Zeugnis davon ab, wie eng die Studenten und Studentinnen im Landdienstesatz der diesjährigen Erntezeit in die Dorfgemeinschaften ihrer oberschlesischen Einsatzdörfer hineingewachsen sind.

Einen Teilnehmerbericht vom Annabergsturm 1921

bringt die neueste Folge der „NS-Schlesischen Hochschulzeitung“ die unter dem Leitwort „Kampf um schlesisches Land“ steht. Leonhard Rudhardt berichtet über die Kämpfe um den Annaberg nach den Erinnerungen von Hauptmann Streicher, der den Annaberg mit seinen Freikorps erstürmte. — Die gleiche Folge der Zeitung bringt Berichte über den studentischen Landdienstesatz beim schlesischen Bauern, zeigt deutsche Kulturwerke im Krakauer Stadtbild, nimmt zur Frage „Kunst und Handwerk“ Stellung, weist gestrige Anschauungen über die deutsche Vorzeit zurück und geht in der Beilage „Blick nach Osten“ auf sudetendeutsche Fragen ein, — um nur einige der in der reichhaltigen Folge behandelten Fragen zu nennen.

Schlesische Weihnachtsbräuche

behandelt die neueste Folge der „NS-Schlesischen Hochschulzeitung“, welche mehrere Beiträge über schlesische Geschichte und schlesische Art bringt. Dr. Schieche behandelt den Trentschiner Vertrag, in dem Polen vor 600 Jahren auf Schlesien verzichtete, Christian Peschek behandelt den Siling, den „heiligen Berg des Schlesierraumes“ und Hermann Uhtenwoldt, der Hauptschriftleiter des Blattes,

stellt im Anschluß an den „Schlesischen Kulturspiegel“ von Dr. Rohlfhausen fest, daß in der schlesischen Kulturgeschichte „der Einfluß des slawischen Ostens völlig zurücktritt“, daß Schlesien vielmehr „seit der Wiedereindeutschung im Brennpunkt deutscher Kultureinflüsse“ steht und, dem Osten gegenüber Ausstrahlungsfeld deutscher — und zwar selbständig verarbeiteter deutscher Kulturwerke aus fast allen Gauen unseres Volksbodens“ ist und schon um 1400 dem Mutterland wertvolle Anregungen zurückgibt. — Über Schlesien hinaus weist ein Bildbericht „Ostjuden in Krakau“. Die ständige Beilage „Blick nach Osten“ behandelt die deutschen Volksgruppen Ostmitteleuropas“ und nimmt unter dem Leitwort „das unruhige Ostmitteleuropa“ zu der politischen Lage im Osten Stellung. Aus dem übrigen Inhalt der reichhaltigen Folge sind die Glossen, die sich besonders mit Erscheinungen des nationalen Ritsches beschäftigen, hervorzuheben.

Grenzlandaufgabe und Mittlerstellung. Unter diesem Leitwort kennzeichnet die Oktoberfolge der „NS-Schlesischen Hochschulzeitung“ die ostpolitischen Aufgaben Schlesiens, das gleichzeitig der Mittelpfeiler in der zerrissenen Oststellung unseres Volkes und die Brücke des Reiches zu den Ostvölkern ist.

Besonders gründlich werden in der vorliegenden Folge die niederschlesischen Grenzfragen behandelt. Beiträge über „Schlesien und Polen“ und „Schlesien und der weitere Südosten“ zeigen die geschichtliche Bedeutung des schlesischen Stammes für das östliche Vorland unseres Volksbodens und weisen auf die naturgegebenen Kultur- und Wirtschafts zusammenhänge hin, an die eine neue Ostpolitik wieder anknüpfen kann und muß. Proben aus den sudeten-deutschen Zeitungen zeigen

Humboldt-Berein für Volksbildung e. B.

Breslau, Agnesstraße 10 * Ruf 27939

Jahresbeitrag 2.— RM.

Die Mitglieder des H.-B. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ähnl. Veranstaltungen.

allerdings, daß gerade manche tschechische Kreise von einem Verständnis von einem notwendigen Ausgleich der Völker im Osten weit entfernt sind.

Die vorliegende Folge wird ebenso wie die August/Septemberfolge des Blattes der Schlesischen Studenten in der Werbung der Studentenschaft für Schlesien und seine Hochschulen eingesetzt; sie will im übrigen Reich für Verständnis werben, hinter dem das ganze deutsche Volk stehen muß, wenn es seine völkischen und staatspolitischen Aufgaben erfüllen soll.

Schriften des Verlages „Grenze und Ausland“

Unter den verdienstvollen Veröffentlichungen des Verlages „Grenze und Ausland“ darf gegenwärtig die Schrift Reinhold Pregelers über das Memelgebiet (Die litauische Willkürherrschaft im Memelgebiet, Berlin 1934, 64 S.) besondere Beachtung fordern. Das Heft gibt zunächst einen knappen, zuverlässigen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Gebietes, deren Kenntnis um so nötiger ist, als Litauen unter bedenkenloser Fälschung der Tatsachen neuerdings ein „historisches“ Recht auf Memel — und nicht nur auf dieses, sondern auch auf Ostpreußen — vorzukehren beliebt, eine geistige Annexionspolitik treibt, die nachgerade lächerlich wirken muß. Den Hauptteil nimmt eine Darstellung des Kampfes um die Autonomie des Landes ein, der der Bevölkerung durch die dauernden Rechtsverletzungen und Schikanen seitens der Litauer aufgezwungen worden ist.

Eine Anzahl anderer Bändchen sind rein geschichtlichen Inhalts. Herbert Kranz hat nach alten Quellen die „Chronik von Petersdal“ (verlegt ebd. 1934, 33 S.) zusammengestellt und erzählt von den Schicksalen jener württembergischen und rheinischen Bauern, die vor rund 130 Jahren über Ungarn nach dem Schwarzen Meere zogen und die sich dort unter mancherlei Mühsal und Enttäuschung eine Reihe schöner Siedelungen schufen.

Die „Grenzboten-Reihe“, der dieses Heft angehört, verspricht eine in bestem Sinne volkstümliche und zugleich volkserzieherische Sammlung zu werden. Die Kenntnisse über das so weit verbreitete Auslandsdeutschtum sind ja immer noch recht gering, und hier wird ein Weg erschlossen, auf dem sich mancher leicht und gern in das so wichtige Gebiet finden wird. Die Jugend wird nach diesen Heften um so lieber greifen, je fühlbarer der Atem des Abenteurers aus ihnen weht. Da ist, ebenfalls von Herbert Kranz geschrieben, „Verrat über Luxemburg“ (1934, 39 S.) vorbildlich, und „Der Schreckenstag von Katharinenfeld“, in dem von deutschen Siedelungen in Transkaukasien, mühsamem Aufbau und blindwütiger Zerstörung durch Tataren und Perfer erzählt wird, reich genug an bewegtem Schicksal. (Verlag wie oben, 1934, 36 S.)

In diesem Zusammenhange sei auch auf die in gleichem Verlage erscheinenden Bilderbogen hingewiesen. Von ihnen liegt uns einer, „Wie das Banat von den Deutschen besiedelt wurde“, vor; mustergültig einfacher Text und geschickte Illustration zeichnen ihn aus, von Herbert Kranz und Karl Mahr herrührend. Bhl.



Bad Charlottenbrunn

Pauschal- u. Vergünstigungskuren
Atmungsorgane, Niere, Nerven, Herz

Andreasbaude 805 m

das führende Berghaus
im Waldenburger Bergland
Pächter: Otto Rübartsch

Agnetendorf Ksgb.

Das ideale Wintersportgelände

Bahnstation: Hermsdorf/Ky. * Omnibusverbindung * Prospekt d. d. Gemeindeamt